

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,  
Köln, Osnabrück

---

**Oktober 10/2006**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Klaus Pfeffer  
Allein in der Tat ist die Freiheit 289

---

Petro Müller  
„Quelle und Höhepunkt des ganzen  
christlichen Lebens“ (LG 11,1) 291

---

Hermann Josef Ingenlath  
Personalentwicklung in Zeiten der Veränderung 297

---

Rolf Pitsch  
Spannende Religiosität 303

---

Bernd Willmes  
Gottesfurcht und religiöses Verhalten  
nach Kohelet 309

---

Thomas Kroll  
„Raten, versuchen, hoffen“ Filmtipp zu Mike Mills  
„Thumbsucker – Bleib wie du bist“ 316

---

Literaturdienst:  
Perry Schmidt-Leukel: Gott ohne Grenzen  
Lothar Roos: Was uns trägt 317

---

G 3212 E

PASTORALBLATT

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Klaus Pfeffer, Charlottenhofstr. 61 (Jugendhaus St. Altfried), 45219 Essen | Pfarrer Dr. Petro Müller, Hauptstr. 11, 97839 Esselbach | Dr. Hermann Josef Ingenlath, Jahnstr. 14, 13467 Berlin | Rolf Pitsch M.A., Borromäusverein e.V./Wittelsbacherring 8, 53115 Bonn | Prof. Dr. Dr. Bernd Willmes M.A., Neuenberger Str. 74, 36041 Fulda | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Medien GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

# Allein in der Tat ist die Freiheit

**Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,  
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,  
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.  
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens.  
Nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen,  
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend umfängen.“**

Zum entschiedenen Handeln ermutigen diese Zeilen – gegen die Angst, Fehler zu machen und darum in abwägender Zurückhaltung zu verharren. Dietrich Bonhoeffer schreibt sie im Sommer 1944 in seinem Gedicht „Stationen auf dem Wege zur Freiheit“. Er weiß, dass seine persönlichen Lebensentscheidungen jetzt zu furchtbaren Konsequenzen führen müssen. Er hatte sich entschieden, den Widerstand gegen Hitler zu unterstützen. Es war seine Überzeugung, „dem Rad in die Speichen fallen“ zu müssen, um dem Unheilsregime ein gewaltsames Ende zu bereiten. Aber das Attentat vom 20. Juli war gescheitert, seine Beteiligung an der Verschwörung drohte aufgedeckt zu werden. Die Verse seines Gedichtes zeigen, aus welcher tiefen inneren Überzeugung Bonhoeffer lebt und handelt. Er ist klar und frei – daran ändert auch das Scheitern des Weges nichts, den er mit seinen Gefährten eingeschlagen hatte.

Es ist nicht leicht, im Leben Entscheidungen zu fällen. Sie legen fest und verschließen meist andere Möglichkeiten. Darum sind viele Menschen eher dazu geneigt, abzuwarten und abzuwägen. Niemand will Fehler machen oder Möglichkeiten ausschließen, die vielleicht auch eine gangbare Alternative wären. Das gilt nicht nur für die ganz großen Entscheidungen – der Alltag ist voll von Situationen, in denen gewählt und entschie-

den werden muss. Und selbst das Nicht-Entscheiden und Offen-Halten setzt eine Entscheidung genau dafür voraus.

Bonhoeffer hat in seinem Leben oft genug zögerliche Menschen erlebt. Besonders ärgert er sich in den 30er Jahren über die internationale ökumenische Bewegung. Ihre Verantwortlichen wollen sich nicht entscheiden, der Bekennenden Kirche in Deutschland den Rücken zu stärken und der Reichskirche eine Absage zu erteilen, die dem NS-Regime ergeben ist. Sie verfolgt einen Sowohl-als-auch-Kurs, der Bonhoeffer zu einem zornigen Brief veranlasst, in dem er tiefe Wahrheiten über das Entscheiden formuliert. „Man muss sich eben einmal entscheiden und kann nicht ewig auf ein Zeichen vom Himmel warten, das einem plötzlich die Lösung der Schwierigkeit in den Schoß fallen lässt“, schrieb er. Er verurteilt es scharf, „aus lauter Angst vor dem Irrtum überhaupt nicht zum Handeln zu kommen“ und resümiert: „Verzögerte oder verpasste Entscheidungen können sündiger sein als falsche Entscheidungen, die aus dem Glauben und aus der Liebe kommen.“

Jahre später, zu Beginn des Krieges, steht er vor der schwierigsten Entscheidung seines Lebens: Soll er aktiv in den politischen Widerstand gehen und an der Beseitigung des Terror-Regimes mitwirken? Oder soll er sich heraushalten, weil es dafür keine kirchlich-

ethische Rückendeckung gibt? In beiden Fällen wird er aber schuldig: Auch ein Umsturz kostet Opfer; aber das Nichtstun lässt unzählige weitere Opfer zu. Bonhoeffer erlebt ein Dilemma von gewaltigem Ausmaß.

Die Lösung, die er findet, ist wegweisend für jegliche Entscheidungsnot im Leben: Es gibt keine letzte Sicherheit, ob eine Entscheidung richtig ist und dem entspricht, was Gott jeweils will. Es bleibt nur das Vertrauen auf die Gnade Gottes. Aber weil es sie gibt, ist es möglich, sich zu entscheiden und zu handeln – denn auch eine falsche Entscheidung steht unter Gottes Gnade.

Seinen Gefährten im Widerstand hat Bonhoeffer diesen Zusammenhang sehr treffend beschrieben. Als er ihnen über Zivilcourage schreibt, formuliert er ein leidenschaftliches Plädoyer für die „freie Verantwortlichkeit des freien Mannes“. Seine Gefährten und er brauchen diesen Zuspruch, weil sie ihre Entscheidungen weitgehend mit sich selbst ausmachen müssen und keine Rückendeckung von Institutionen oder anderen Menschen beanspruchen können. Die einzige Rücken-deckung außerhalb ihrer selbst ist Gott, der – so Bonhoeffer – „das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.“

Die Dilemmata, in denen Menschen unserer Zeit stecken, mögen nicht von solcher Tragweite sein. Dennoch sind die inneren Gefühle von Zerrissenheit und Angst von ähnlicher Größe, wenn Entscheidungen im Leben anstehen, die Konsequenzen mit sich bringen. Stets – vielleicht sogar immer – wird es Situationen geben, in denen nicht eindeutig zu beurteilen ist, was gut und richtig ist. Das Wissen um einen gnädigen Gott kann helfen, sich dennoch zu entscheiden – und das eigene Handeln in Gottes gnädige Hände zu legen.

### **Liebe Leserinnen und Leser,**

sucht man einen Einstieg in das Thema Eucharistie, wird kaum ein Wort mehr bemüht als die berühmte Formulierung des Konzils, das sie als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ beschreibt. Was heißt es, diese Aussage einmal wirklich durchzubuchstabieren auf das „ganze christliche Leben“? Es kann eigentlich keine Dimension christlicher und kirchlicher Existenz – gerade auch außerhalb der Liturgie – geben, die nicht von der Eucharistie erfasst wird. Diesem Gedanken geht Pfarrer **Dr. Petro Müller** aus dem Bistum Würzburg, zugleich Inhaber eines Lehrauftrags für Dogmatik an der dortigen Universität, nach.

**Dr. Hermann Josef Ingenlath**, Referent am Ordinariat des Erzbistums Berlin, zeigt auf, was in Zeiten des Einsparens und Personalabbaus in der Kirche im Umgang mit den verbleibenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eigentlich gefordert ist.

Ausgelöst durch die „Sakrileg“-Diskussion, die mittlerweile schon wieder vererbt zu sein scheint, gibt der Leiter des Borromäus Vereins, **M.A. Rolf Pitsch**, mit Hinweisen auf weniger und besser gelungene Literatur, die aus Kirchenleben und Romanhandlung, Historie und Fiktion ein Mixtum herstellt, Anstöße zum angemessenen Umgang mit solcher Art von Romanen.

**Prof. Dr. Bernd Willmes**, Essener Diözesanpriester und Ordinarius für AT an der Uni Fulda, eröffnet einen Zugang zum Buch Kohelet, das in diesem Jahr Thema der Ökumenischen Bibelwoche war, und entdeckt in ihm das Stilmittel der Ironie.

Ironische Brechungen hat ganz sicher auch der Film „Thumbsucker“, den empfehlend **Dr. Thomas Kroll**, Theologe und Filmfachmann aus Berlin, vorstellt.

Mögen auch diesmal nachdenkswerte Anregungen für Ihr Tun dabei sein. Dies wünscht Ihnen

Ihr

# „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11,1)

## Vom sakramentalen Begegnungsraum der Eucharistie

---

### 1. Für die Eucharistie neu sensibilisiert?

Das Thema „Eucharistie“, durchbuchstabiert durch zahlreiche Vortrags- und Predigtreihen, war sicher *das* Thema des Eucharistischen Jahres. „Kirch auf und kirch ab“ wurde es wie selten zuvor kerygmatisch und katechetisch aufgearbeitet und vermittelt. Dass es sich hier um ein zentrales Thema der katholischen Kirche handelt, bezweifelt niemand. Man kann sich aber zu Recht fragen, ob die doch sehr breit angelegte Vermittlung gegriffen hat. Hat das Thema die Menschen unserer Gemeinden bewegt und sie für die Feier der Eucharistie neu sensibilisiert?

Es ist dies zugleich die Frage nach einer *gelebten* Eucharistie. Wie sind christliches Leben und sonntägliche Gemeindefeier in der Eucharistie miteinander verknüpft? Gibt es einen lebendigen Bezug zwischen beiden? Oder müssen wir inzwischen ein latentes Schisma zwischen Alltagsleben und Eucharistiefeyer konstatieren?

Gerade die abschließende ordentliche Bischofssynode zum Eucharistischen Jahr in Rom im Oktober 2005 hat mit ihrer Themenstellung einen bedenkenswerten Leitsatz des II. Vatikanischen Konzils aufgegriffen, der zwar bekannt ist, aber offensichtlich nicht verinnerlicht: „*Die Eucharistie als Quelle und Höhepunkt des Lebens und der Sendung der Kirche*“. Die Dichte des Themas ist hier auf den Punkt gebracht. Die Bischofssynode be-

stätigte damit das, was das Konzil häufig in seinen Texten über das Sakrament ausgesagt hat.

### 2. Quelle und Höhepunkt der *Communio*-Einheit

Gerade die dogmatische Konstitution über die Kirche „*Lumen gentium*“ (LG) hob hervor, dass die Eucharistie „*Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens*“ sei. In LG 11 wird sie besonders hervorgehoben – gerade im Verhältnis zu den anderen dort aufgelisteten Sakramenten. Der zitierte Nebensatz (LG 11,1) wird so zu einem *inhaltlichen* Hauptsatz, gerade deshalb, weil dort das Wesen der Kirche als priesterliche Gemeinschaft im Vollzug der Sakramente verdeutlicht wird und der Konnex zu einem tugendhaften Leben der Gläubigen hergestellt wird.

Es geht also um den *ekklesialen* Sinn der Eucharistie als Wirkursache und höchste Präsenz der Einheit des Volkes Gottes, um die stets anzustrebende *Communio-Einheit*.<sup>1</sup>

Ein hoher Anspruch, der mit der Grundaussage von LG 1,1 korreliert, dass nämlich die Kirche „*in Christus gleichsam das Sakrament*“ und damit „*Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit*“ ist.<sup>2</sup>

„Quelle“ und „Höhepunkt“ sind also besondere Prädikate für den zentralen Stellenwert der Eucharistie.

### 3. Der soteriologisch-christologische Kern der Eucharistie

Deutlich betont das Konzil das Heilsgeschehen „*in Christus*“ (so SC 10). Das „*Heilsgut*“ der Eucharistie ist nämlich „*Christus selbst*“, der den Menschen „*das Leben*“ spendet (PO 5,2). Er ist der personale Kern des Sakraments. Sein „*Pascha-Mysterium*“<sup>3</sup>, also das gesamte Christusereignis, ist auf eine lebendige Begegnung mit den Menschen angelegt.

Dies unterstreicht, dass die Gläubigen seit

ihrer Taufe in das Christus-Mysterium eingefügt sind (vgl. SC 6) und seither stets das Pascha-Mysterium in der tatsächlichen Gegenwart ihres Christus feiern.

Damit wird das Sakrament der Eucharistie – mehr noch als die anderen – als *das* Zeichen der heilsamen Christusbegegnung apostrophiert.

D.h. der *ganze* sich zuwendende *Christus* wird in der Eucharistie präsent, die Summe seines Lebens und damit die Mähler des irdischen Jesus mit ihrer integrativ-sammelnden Kraft, sein letztes Mahl mit dem Vermächtnis und einem eindeutigen eschatologischen Bezug sowie die Erfahrung der Begegnung mit dem Auferstandenen, der wieder zum Mahl einlädt. Diese Christus-Begegnung setzt sich jeweils aktuell fort.

#### **4. Die fortwährende Begegnung: katabatisch-anabatisch und perichoretisch**

Christusbegegnung verifiziert sich heute und fortwährend. Sie wird genauer beschrieben in mehreren Elementen der Christuspräsenz. Sie führt zur Communitio-Einheit, sowohl in vertikaler als auch horizontaler Hinsicht.

Vertikal heißt: Gott, der Vater, will durch seinen Christus und im Hl. Geist Gemeinschaft mit uns. Umgekehrt darf der Mensch seine Sehnsucht der Gottesgemeinschaft in diesem Angebot entdecken und darauf antworten. Auch diese Begegnung gehört zur vertikalen Linie.

*Horizontal* meint dann: Die Begegnung mit Christus stiftet eine Gemeinschaft aller Christuszugehörigen untereinander. Gemeinsam sind sie ausgerichtet auf den einen Gott, der alle Menschen *sammeln* und dadurch *einen* will.

Beide Linien – die vertikale und die horizontale – kann man nur gedanklich trennen. Tatsächlich gehören sie unbedingt zusammen.

Anders gewendet heißt das: Die „*communio fidei et fidelium*“ ist ausgerichtet auf die „*communio sanctorum*“. Die sonntägliche Feier drückt dieses Geschehen im Hochgebet besonders gelungen aus: „*Darum kommen*

*wir vor dein Angesicht und feiern in Gemeinschaft mit der ganzen Kirchen den ersten Tag der Woche...*“

Noch klarer formuliert es die 6. Sonntagspräfation mit ihrem Verweis auf die Communitio des dreieinen Gottes: „*In dir leben wir, in dir bewegen wir uns und sind wir ...*“

Die Feier der Eucharistie zeigt uns also die fortwährende Verknüpfung, den untrennbaren Zusammenhang von „*communio sanctorum*“ als „*Gemeinschaft durch Teilhabe am heiligen Gott*“ und seiner in seinem Christus erwirkten Gemeinschaft in der Feier der Liturgie.

Diese Verbindung ist real. Im Anklang an die johanneische Sendungs-Christologie und andere ntl. Zeugnisse kann sie eine *katabatisch-anabatische Bewegung* genannt werden. Auf analoge Weise ist sie eine *perichoretische Begegnung*. Was heißt das?

Das Begriffspaar von *Katabase* und *Anabase* entstammt der sog. „kerygmatischen Rede“ im Johannes-Evangelium (3,31–36.13–21): Christus ist vom Himmel *herabgestiegen* und wieder *hinaufgestiegen* (katabaino/anabaino). In dieser Bewegung nimmt er die Menschen, die ihm vertrauen, mit in den Bereich des Vaters.

Auch andernorts im NT ist diese Bewegung nachvollziehbar. Zahlreiche Stellen verdeutlichen den Weg Gottes zu den Menschen (z.B. der Philipper-Hymnus 2,6–9 oder der Hebräerbrief mit dem Gedanken der Erniedrigung und Erhöhung des Sohnes 2,7–10 oder die eklesiale Erweiterung des Abstiegs und Aufstiegs Christi im Epheserbrief 4,8–10<sup>4</sup>).

In seiner Selbstmitteilung, die als personale Bewegung aufzufassen ist, kommt Gott zu uns, damit personale Begegnung möglich wird.

Gerade die Brotrede (Joh 6) hat eucharistischen Bezug. Jesus spricht dort von sich als dem „*Brot, das vom Himmel herabgekommen ist*“ (Joh 6,41.51. 58; in 6,62 kündigt er sein Hinaufsteigen an). Die Begegnung mit ihm und der Aufstieg durch ihn zum Vater findet demnach als *Lebens-Begegnung* im Brot des Lebens statt (vgl. Joh 6,51.53–56). Sie wird durch den johanneischen Christus als permanentes Bleiben dargestellt.

Dieser Schlüsselbegriff des griechischen Verbs „*ménein*“ meint bei Johannes nicht nur „bleiben“, sondern auch „verweilen“, „woh-

nen“, „ruhig bleiben“, ja selbst „ausharren“. Wer teilhat an der *Person* Jesu Christi (Fleisch) und an seinem *Leben* (Blut) „bleibt“ mit ihm in einer wechselseitigen, dauerhaften Beziehung (vgl. Joh 1,38f; 6,56; 15,1–9 etc.) und *lebt* durch ihn (6,57f).

Wenn es nun in LG 11,1 heißt, dass die Gläubigen in „*der Teilnahme am eucharistischen Opfer, der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens, ... das göttliche Opferlamm Gott*“ darbringen „und sich selbst mit ihm ...“, dann hat dieses Tun genau diesen katabatisch-anabatischen Charakter. Was die Gläubigen vom Heilsmysterium in Christus, von ihm, dem „göttlichen Opferlamm“, d.h. dem gekreuzigten Erlöser empfangen, nehmen sie an und geben sich selbst mit ihm in die Erhöhung ihres Christus hinein. Deshalb kann man hier gleichsam von *Perichorese* (Durchdringung) sprechen.

Der Terminus, der aus der Trinitätslehre und der Christologie stammt, ist allerdings *analog* aufzufassen. Wie in Christus selbst Gottheit und Menschheit einander durchdringen, so hat der in die Christusgemeinschaft gerufene, eingeladene Mensch teil am Menschsein Jesu und – da in Christus Gottheit und Menschheit *unvermischt* und *ungetrennt* verbunden sind (Konzil von Chalkedon 451) – hat der Mensch auch Anteil an der Gottheit Christi.

Die katabatisch-anabatische Interaktion zwischen Gott und Mensch findet im Sakrament „quasi-perichoretisch“ statt. Die Feier des Sakraments ist somit ein sakramentaler realer Begegnungsraum mit dem dreieinen Gott in seinem Christus.

In einem erweiterten Sinn der *Konkomitanzlehre* „Totus in toto, totus in partibus“<sup>5</sup> sind „durch, in und mit“ Christus aufgrund gegenseitiger Einwohnung (Perichorese) der himmlische Vater und der Hl. Geist anwesend.

Zum noch besseren Verständnis kann uns v.a. die Theologie der byzantinische Liturgie weiterhelfen.<sup>6</sup> Liturgie versteht sich dort grundsätzlich als Ausdruck der Katabase. Katabatische und anabatische Gegenseitigkeit sind als „*himmlisches Geschehen*“ in der liturgischen Feier wirksam.

Dem Konzil waren solche Gedanken vertraut: Durch den neuen ökumenischen Dialog

mit der Orthodoxie und durch die Anwesenheit der unierten Ostkirchen wurde eine „*östliche Korrektur*“ des Eucharistiebegriffs gefördert, der nun besonders den Dreiklang von Eucharistie, Gottesgemeinschaft und kirchlicher Gemeinschaft betonte.

Das Ökumenismusdekret (UR 15,1) würdigt eigens die Liebe der orientalischen Christen zur Eucharistie und erläutert den Aufbau von Kirche und Einzelkirchen trinitarisch, denn durch den Sohn und die Ausgießung des Geistes wird der Zutritt zur Gottesgemeinschaft gewährt.<sup>7</sup>

Das gesamte Heilsgeschehen – so könnte man zusammenfassen – verdichtet sich in der Eucharistie. Ihr christologischer Kern, der ja nichts anderes sein kann als der *Christus praesens*, verbindet in lebendiger Begegnung die Menschen mit dem dreieinen Gott und untereinander zur *eucharistischen Communio*.

## 5. Eucharistische Communio: sich reich beschenkt dankbar verhalten

Gewöhnlich übersetzen wir den Begriff „Eucharistie“ mit „Danksagung“. In Wirklichkeit wohnt dem griech. „*eu*“ (= gut) und dem Begriff „*charis*“ (= Geschenk, Gunst) schon die gegenseitige Bewegung von Schenkendem und Beschenktem inne, von Teilgabe und Teilhabe. Die communiale Verbindung wird hier gehalten.

Man könnte die Eucharistie entsprechend als *Beziehungsgeschehen* deuten, als identitätsstiftende Begegnung zwischen dem in Christus präsenten dreieinen Gott und uns. Diese Beziehung ist auf (eucharistische) *Communio* angelegt, auf „Gemeinschaft durch Teilhabe“<sup>8</sup>.

Der so angesprochene Mensch kann sich durch die ganze Christus-Charis<sup>9</sup> reich beschenkt dankend verhalten.

Signifikant für das gesamte communiale Beziehungsgeschehen wäre hier die Identitätsüberschneidung im dreifach aufeinander bezogenen *Leib-Christi-Begriff*, denn Leib Christi meint einmal die *Person* Jesu selbst; dann ist er ein Terminus für das *eucharistische*

Brot und schließlich ist er ein spezieller *Koinonia-Begriff* des Paulus, der sich für Gemeinde und Kirche durchgesetzt hat.

Von daher lässt sich die *ekklesiale* Begegnung mit dem auferstandenen und erhöhten Herrn als *Sein in Christus* zugleich personal und lokal-räumlich auf die sakramentale Begegnung beziehen.

Der Ort der communalen Begegnung mit Christus und untereinander schafft zugleich den Raum einer neuen christlichen Sozialität. In der Eucharistie wird dieser Raum real erfahrbar, denn gerade dort weiß man sich beschenkt und antwortet in tiefer Dankbarkeit. Die Versammlung „in Christus (Jesus)“, so Paulus, *ist* die neue empirisch-soziale Realität, in die man hineingetauft wird und die dann immer wieder in der Eucharistie sakramental vollzogen wird. Seine Zusage „*Ihr aber seid alle einer in Christus*“ (Gal 3,28) bringt den personal-ekklesial-sakramentalen Begegnungsraum auf den Punkt.

Was in der Eucharistie geschieht, wäre eindeutig mit dem Terminus der *Wandlung* zu kennzeichnen: Wandlung nämlich zu einer immer tieferen Christusliebe, die sich communal auswirkt. Im Duktus des Konzils lässt sich dies als Wandlung hin zu einer „*communio plena*“ beschreiben (vgl. UR 17,2; LG 14,2).

Die signa von Brot und Wein bezeichnen dabei den Hunger nach Leben, den Durst nach Freude, die Sehnsucht nach gefülltem Leben. Das gesamte Leben hat in einer *Doppelsymbolik* Platz, denn Brot und Wein sind Ausdruck sowohl des Mangels als auch der Sehnsucht, sie sind Zeichen der ausstehenden Fülle und ihrer Erfüllung.

Der dreieine Gott bietet hier in seinem Christus real, somatisch und communal die Lösung der Erfüllung (Erlösung/Befreiung) an, weshalb das Konzil die Eucharistie ja „*Quelle* und *Höhepunkt*“ des ganzen christlichen Lebens nennt.

Umgekehrt wirkt sich die existentielle, personale Urbegegnung mit Christus in der Eucharistie auf *dieses „ganze Leben“* aus. Im Sinne des Paulus und der Patristik baut sich räumlich-personal die *Koinonia/Communio* aus.

Deshalb ist der communalen Begegnungsraum der Eucharistie unbedingt als *Lebensraum* zu unterstreichen. Hier leben Menschen in und aus einem geschenkten und beantworteten *Segensgeschehen*. Hier vollziehen Gläubige ihre Begegnung mit Christus in Erinnerung (*Anamnese*), durch die erbetene und gewährte Vergegenwärtigung (*Epiklese*), in communaler Wirklichkeit (*Koinonia* als *communio* mit Gott und untereinander) und im Geschehen der Hingabe (*Prophora/Lob* bzw. *Dankopfer*). All diese Aspekte sind Segensvollzüge und Begegnungskategorien. Sie verweisen auf das eine und einzige Heilsmysterium, das „durch, in und mit“ Christus gegeben ist.

## 6. Die Eucharistie – Sakrament der Christus-Begegnung

Spätestens hier wird klar: Die Christusbegegnung hat niemals nur liturgische Dimension. Sie ist verortet in *allen* Vollzügen des gelebten Glaubens. Wenn das Konzil vom „*ganzen christlichen Leben*“ spricht, ist die Eucharistie nie ohne Bezüge zu diesem Leben vorstellbar. Leben und Eucharistie bedingen einander und können ohne einander nicht sein. Eine alleinige Verortung in der liturgischen Feier wäre ein Armutszeugnis christlicher Identität.

Wie breit dieses ganze christliche Leben angelegt ist und theologisch verifiziert werden muss, lässt sich systematisch zeigen. Es geht dabei um einen schematisch gestalteten Aufweis der Christusbegegnung:

Zunächst lässt sich die Eucharistie als lebendiges Christusgeschehen mit Hilfe der drei Ämter Christi charakterisieren: *Prophetentum* (Verkündigungsammt), *Priesteramt* (Heiligungsammt) und *Königtum* (Hirtenamt).<sup>10</sup> Ein viertes benennbares Amt, dass aus dem Priesteramt ableitbar ist, wäre Jesu Hingabe, seine *Proexistenz*.

Damit leistet er selbst vier Dienste, die allesamt eminente soteriologische Bedeutung haben. Christus begegnet den Seinen auf vierfache Weise: Er ist das Wort des Vaters, er will

die Seinen heiligen, er will sie leiten und er gibt sich für alle hin.

Die Gegenwart im Sakrament macht dieses soteriologische Geschehen stets aktuell. D.h. Christus selbst setzt sich gegenwärtig in den vier damit korrelierenden Wirkweisen seiner Präsenz, die gerade in der Eucharistie theologisch nachvollziehbar sind: Er zeigt seine Gegenwart in der *Verbalpräsenz* seines Wortes, in der (somatischen) *Realpräsenz* der eucharistischen Gaben, in seiner *Aktualpräsenz* in der Gemeinschaft der Gläubigen und – das ist unbedingt zu ergänzen – in seiner Präsenz im geschwisterlichen Dienst und überhaupt in jedem Dienst der Nächstenliebe (vgl. Mt 25,40), die wir hier neologistisch als *Ministerialpräsenz* bezeichnen.

Diese Präsenzweisen korrespondieren mit dem gegenseitigen Begegnungsgeschehen zwischen Christus und den Seinen, da sie nur als personale Begegnungskategorien vorstellbar sind.<sup>11</sup> Bei jeder Eucharistiefeier begegnen wir Christus, indem wir uns seiner Worte und Heilstaten erinnern (*Anamnese*), in dem wir seine Gegenwart erbitten und diese im Hl. Geist gewährt wird (*Epiklese*), indem wir Gemeinschaft mit ihm und untereinander erfahren (*Koinonia*) und indem seine Hingabe uns selbst zur dienenden Hingabe mahnt und anleitet (*Prophora*).

Dieser Begegnungsraum der Eucharistie, das „ganze christliche Leben“, hat hier tatsächlich seine „Quelle“ und seinen „Höhepunkt“.

Weil sich das Christusgeschehen *katabatisch* manifestiert und Menschen *anabatisch* daran teil haben, hat dieses Geschehen notwendigerweise *ekklesialen* Bezug. Aus ihm erwächst Gemeinde und Kirche, die erwähnte *Communio-Einheit* mit Gott in seinem Christus wird aufgebaut.

Diese ekklesiale Dimension gehört konsequenterweise noch ergänzt.<sup>12</sup>

Das Christusmysterium setzt sich nämlich in den kirchlichen Gemeindevollzüge und den klassischen „notae ecclesiae“ fort. Wir haben eine soteriologisch-sakramental-ekklesiologische Linie, die nicht auseinander dividiert werden kann, da die Person Jesu Christi, die eucharistischen Gaben und der mystische

Leib der Kirche zur *Christusidentität* und zur *Christenidentität* gehören.

Die Gemeindevollzüge und die Wesensmerkmale der Kirche charakterisieren den Lebensraum der Christusbegegnung näher. Sie führen unersetzlich den sakramentalen Begegnungsraum fort und stehen für das „ganze christliche Leben“. Deshalb leben wir Christen ja aus der Eucharistie und die Eucharistiefeier bildet diese Gemeindevollzüge ab, nämlich: *Martyria* als Vollzug der Christusverkündigung, *Liturgia* als Vollzug seiner Heiligung, *Koinonia* als Vollzug der horizontalen und vertikalen Gemeinschaft und *Diakonia* als Vollzug der aus der Proexistenz stammenden dienenden Nächstenliebe.

All diese Vollzüge dürfen uns zugleich als gelebte Merkmale der Kirche überhaupt gelten. Sie sind uns vertraut seit dem Nizäno-Konstantinopolitanum (381), nämlich in ihrer ekklesialen Bezeichnung als *Apostolizität*, *Heiligkeit*, *Katholizität* und *Einheit*.

Die Eucharistie, verstanden als sakramentaler Lebensraum und als Feier der Kirche, konzentriert also tatsächlich die Begegnung mit Christus und die bleibende Gemeinschaft mit ihm. So ist sie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ und baut dieses auf.

Für die gemeindliche Praxis ist es deshalb notwendig, beide Seiten – den gemeinsamen christlichen Alltag und die sakramental Feier – wieder neu zu verbinden, damit das angedeutete latente Schisma behoben werden kann.

Zur Verdeutlichung des Schemas sei noch ein Skizze angeführt, die vertikal aus den Ämtern Christi seine jeweiligen Präsenzweisen, die Segensvollzüge als personale Begegnungskategorien, die Gemeindevollzüge und die notae ecclesiae ableitet:

<b>Prophetenamt</b>	<b>Priesteramt</b>	<b>Hirten-/Königsamt</b>	<b>Hingabeamt/ Proexistenz</b>
<b>Verbalpräsenz</b>	<b>Realpräsenz</b>	<b>Aktualpräsenz</b>	<b>Ministerialpräsenz</b>
<b>Anamnese</b>	<b>Epiklese</b>	<b>Koinonia</b>	<b>Prospora</b>
<b>Matyria</b>	<b>Liturgia</b>	<b>Koinonia</b>	<b>Diakonia</b>
<b>Apostolizität</b>	<b>Heiligkeit</b>	<b>Katholizität</b>	<b>Einheit</b>

Horizontal sind die jeweiligen vier Elemente als gegenseitiges Ineinandergreifen in Einheit aufzufassen. Die Aufteilung geschieht nämlich nur zugunsten einer systematischen Klarheit und verdeutlicht so das eine Pascha-Mysterium in Christus.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Andere Konzilstexte heben diese hohe Bedeutung der Eucharistie ebenfalls hervor. Die Liturgiekonstitution (SC) bezeichnet die gesamte Liturgie als „Höhepunkt“ und „Quelle“ der Kirche. Die Eucharistie verwirklicht „in Christus die Heiligung der Menschen und die Verherrlichung Gottes“ (SC 10.) Das Bischofsdekret (CD) spricht von der Aufgabe der Pfarrer, die Eucharistie als „Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde“ zu fördern (CD 30,4). Das Priesterdekret (PO) spricht davon, dass alle Sakramente auf die Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt aller Evangelisation“ (PO 5,2) hingedordnet sind. Sie ist die „Mitte der Gemeinschaft der Gläubigen“ (PO 5,3) und die „christliche Gemeinde wird ... nur aufbaut, wenn sie Wurzel und Angelpunkt“ in dieser Feier hat (PO 6,5). Wie sehr die Eucharistie die Sendung der Christen überhaupt stützen soll, zeigt LG 33,2: Dort wird sie als „Seele des ganzen Apostolats“ bezeichnet, als Wirkkraft des Laienapostolats (vgl. AA 3,1;10,1).

<sup>2</sup> Vgl. LG 3: Die „Einheit der Gläubigen“ wird durch die Eucharistie „dargestellt und verwirklicht“. Vgl. auch LG 26,1.

<sup>3</sup> Vgl. SC: 5f. 61. 106f.

<sup>4</sup> Vgl. zudem Röm 10,6f; 2 Kor 8,9; 1 Tim 3,16; 1 Petr 3,18–22; Hebr 1,1–4; 8,1.

<sup>5</sup> Die Konkomitanzlehre bezieht sich ab der Früh-scholastik auf die eucharistischen Gaben von Brot und Wein. Der ganze Christus ist in beiden Gestalten und in jedem Bissen bzw. Schluck: „Totus (Christus) in toto (pane), totus in partibus“ (Der ganze Christus im ganzen Brot und der ganze Christus in jedem Teil). Über das trinitarische Denken auf die Eucharistie angewandt heißt das: „Durch, in und mit“ dem erhöhten Christus sind durch die Perichorese auch der himmlische Vater und der Hl. Geist anwesend.

<sup>6</sup> Im ostkirchlichen Denken wird die Liturgie katabatisch „als soteriologisch-herabsteigendes Werk Gottes für die Vielen“ aufgefasst. Vgl. M. Kunzler: Art. Gottesdienst V. Ostkirchlich, in: LThK3 Bd. 4, Fb u.a. 1995, 903.

<sup>7</sup> Das Ostkirchendekret (OE 2) spricht zudem von der „wunderbaren Verbundenheit“ (communio mirabilis) der ostkirchlichen „Teilkirchen“ oder „Riten“ in deren Vielfalt die Einheit aufgezeigt wird.

<sup>8</sup> Der griech. Begriff „koinonia“ (in 1 Kor 10,16f), am besten übersetzt mit „Gemeinschaft durch Teilhabe“, meint eine Kombination von enger Gemeinschaft bei gleichzeitiger Teilhabe, ein Anteilgeben und -nehmen in wechselseitiger Beziehung, eine „Gemeinschaft durch Teilhabe“ an jemandem oder an etwas. Vgl. J. Hainz: Ekklesia. Strukturen paulinischer Gemeinde-

Theologie und Gemeindeordnung. Regensburg 1972, 91.

<sup>9</sup> Wörtlich aus 2 Kor 8,9: „Ihr kennt die Gnade (charis) unseres Herrn Jesus Christus: Er, der reich war, wurde euretwegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen.“

<sup>10</sup> Die Trias der drei Ämter Christi ist schon durch die Väter bezeugt: z.B. bei Justin (dial. 86,3), Eusebius v. Cäsarea (dem. 4,15.20; HE I 3,7–10.19), Hieronymus (Com. in Hab. II 3) und Petrus Chrysologus (Ser. 40).

<sup>11</sup> Vgl. oben unter Abschnitt 5.

<sup>12</sup> Die ekklesiale Dimension dessen, was in der Feier der Sakramente, besonders der Eucharistie, vollzogen wird in der Ortsgemeinde ebenso realisiert wie in der Orts- oder Gesamtkirche. Die hier nur kurze Skizzierung des Ineinandergreifens der sakramentalen Vollzüge (Anamnese, Epiklese, Koinonia, Prosphora), der Gemeindevollzüge (Martyria, Liturgia, Koinonia, Diakonia) und der Wesensmerkmale von Kirche (Apostolizität, Heiligkeit, Katholizität, Einheit) als Grundzüge einer aktuellen dogmatischen Gemeinde-Ekklesiologie sind ausführlich entfaltet in: P. Müller: Gemeinde: Ernstfall von Kirche. Annäherungen an eine historisch und systematisch verkannte Wirklichkeit (ITS Bd. 67). Innsbruck 2004, 895–991. Die systematisch-schematische Verknüpfung mit den Präsenzweisen Christi, die Benennung der „Ministerialpräsenz“ und die Aufteilung des Priesteramtes Christi in ein Heiligungs- und ein proexistentes Hingabeamt wird hier erstmals vorgenommen, weil es m.E. das Ineinander der Ämter Christi, der notae, der sakramentalen Segens- und der ekklesialen Gemeindevollzüge aus dem Heilsgeschehen in Christus heraus noch verdeutlicht.

Hermann Josef Ingenlath

# Personal- entwicklung in Zeiten der Veränderung

## Mitarbeiter angemessen unterstützen, um den kirchlichen Auftrag zu erfüllen

In deutschen Diözesen ist Geld knapper geworden. Finanzmangel und Organisationsveränderungen sind in bislang ungekanntem Ausmaß zu verkräften. Das zeigt sich in Haushaltskürzungen, Aufgabenreduzierungen, Übertragungen von Aufgaben hauptamtlicher auf ehrenamtliche Mitarbeiter\*, Schließung ganzer Arbeitsbereiche bis hin zu Arbeitsplatzabbau und Verkauf oder Abriss von Kirchengebäuden. Eine der gravierendsten Folgen ist der Verlust des Arbeitsplatzes durch „betriebsbedingte Kündigung“ des Arbeitgebers Kirche. Der Mitarbeiter erlebt nicht nur den Verlust seiner beruflichen Anstellung, sondern darüber hinaus auch eine Erschütterung der Beziehung zu seiner Glaubensgemeinschaft. Derartige Vorgänge sollen nicht hier, sondern müssen an anderer Stelle reflektiert werden. Zusätzlich hat ein Arbeitgeber in Zeiten des Stellenabbaus – noch bewusster, als das vorher üblich gewesen sein mag – spezifisches Augenmerk auf jene Mitarbeiter zu richten, die weiterhin bei ihm beschäftigt bleiben. Wie kann das gelingen? Durch gute Personalentwicklung!

### 1. Begriff und Ansatz der Personalentwicklung

Personalentwicklung ist ein Teilbereich der Personalarbeit. Sie entfaltet ihre Wirkungen, wenn sie als wesentliches Element der Ge-

samtplanung einer Organisation verstanden und verankert ist. Sie knüpft an der betrieblichen Fort- und Weiterbildung an, setzt aber darüber hinaus neue Akzente, indem sie die Anforderungen der Organisation in den Mittelpunkt bringt und strategisch, zielorientiert und systematisch vorgeht. Sie unterstützt die Mitarbeitenden, damit diese den Arbeitsauftrag der Organisation erfüllen können. Davon profitieren auch die Mitarbeitenden, indem ihnen Anerkennung ausgesprochen wird, sie vereinbarte Ziele erreichen und insgesamt eine größere Zufriedenheit mit ihrer Arbeit erfahren.

Wenn in einer Organisation umfassende Veränderungen vor sich gehen, muss Personalentwicklung (PE) den Wandel wahrnehmen als Voraussetzung für weiteres Vorgehen. Ihre Aufgabe ist es, Mitarbeitende im Wandlungsprozess zu unterstützen und für notwendige Veränderungen zu gewinnen. Der Schwerpunkt wird dann weniger bei anderen Aspekten der PE wie Karriereplanung oder Karriereförderung liegen.

Personalentwicklung ist Führungsaufgabe. Sie funktioniert nur im Auftrag und in Kooperation mit den Funktionsträgern der obersten Leitungsebenen. Zur Implementierung von Personalentwicklung ist es sinnvoll, einen Mitarbeiter mit dieser Aufgabe zu betrauen und das Tätigkeitsfeld in Organigramm und Stellenplan etwa einer Diözese auszuweisen. Dafür geeignete Personen kennen Erfordernisse der PE ebenso gut wie die „Kultur“ jener Einrichtung.

Methodisch hat sich ein induktiver Ansatz bewährt. Das heißt, wer mit Pilotprojekten etwa zu Mitarbeitergesprächen oder zur Führungskräftequalifikation beginnt, kann so erste punktuelle Erfahrungen mit PE-Instrumenten sammeln. Diese Erfahrungen sind auszuwerten und einzubeziehen bei der Erarbeitung eines PE-Konzeptes. In der ersten Phase der Konzeptentwicklung erweist es sich als wichtig, Fragen nach Grund und Ziel der PE zu diskutieren: Warum und wozu betreiben wir in unserer Organisation Personalentwicklung?

## **2. Warum und wozu betreiben kirchliche Einrichtungen Personalentwicklung?**

1. Zunächst lohnt sich eine Vergewisserung darüber, worin der kirchliche Auftrag besteht. Die deutsche Bischöfe formulieren ihn in ihrer Erklärung zum kirchlichen Dienst vom 22. September 1993 (und wiederholt am 24.6.2002) so: „Der Berufung aller Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und untereinander zu dienen, ist der Auftrag der Kirche.“ Diesem Auftrag sind sämtliche kirchlichen Einrichtungen verpflichtet. Alle, die in den Einrichtungen mitarbeiten, bilden eine Dienstgemeinschaft und leisten ihren Beitrag zur Erfüllung des Auftrags.

Welche Konsequenzen hat es, wenn der Auftrag bleibt, die finanziellen Ressourcen aber geringer werden? Eine Konsequenz kann sein, dass die Struktur der Organisation Veränderungen erfährt. Das wiederum kann Personalabbau zur Folge haben, aber auch Veränderungen von Aufgabenzuschnitten und Personaleinsatz, höhere Kompetenzanforderungen an die in der Einrichtung verbleibenden Mitarbeiter. Die Entwicklung der Organisation macht so Personalentwicklung erforderlich. Personalentwicklung und Organisationsentwicklung gehören zusammen wie zwei Seiten einer Medaille. Der kirchliche Auftrag wird nur zu erfüllen sein, wenn die verbleibenden hauptamtlich wie ehrenamtlich Mitarbeitenden angemessen unterstützt werden.

2. Jeder Mitarbeitende ist wie jeder Mensch in seiner Einmaligkeit von Gott geschaffen (vgl. z. B. Ps 139, 13–17) und steht unter Gottes Schutz (vgl. Ps 91). Jesus Christus hat alle Menschen erlöst. Er beruft in seine Nachfolge und verleiht verschiedene Gnadengaben (vgl. Röm 12, 6). Gemäß der verliehenen Gaben hat jeder seinen Beitrag für das Ganze der Kirche zu leisten (vgl. 1 Kor 12). Für Personalverantwortliche leitet sich daraus die Aufgabe ab, die Beiträge der ihnen anvertrauten Menschen wahrzunehmen und zu benennen, Mitarbeiter zu würdigen und wertzuschätzen, zu fordern und zu fördern.

Durch Personalabbau entsteht bei ehemaligen – teilweise auch bei verbleibenden – Mitarbeitern der Eindruck, ihre Arbeit und damit sie selbst seien verzichtbar, vernachlässigbar und unwichtig. Arbeitsplatzabbau ist für die Betroffenen schmerzhaft, stellt aber auch für den kirchlichen Dienstgeber eine große Herausforderung dar. Deshalb ist jedes Signal der Wertschätzung den Mitarbeitenden gegenüber bedeutsam. Die Etablierung von Personalentwicklung ist ein solches Signal. Die konkreten Angebote der PE können das Signal verstärken.

3. Das zeigt auch die Erfahrung vieler Unternehmen verschiedener Branchen. Sie setzen in Wandlungsprozessen darauf, parallel zu Organisationsveränderungen einen Unterstützungsprozess für das verbleibende Personal in Gang zu setzen, um die Mitarbeitenden, die auch künftig in der Organisation tätig bleiben sollen, emotional und mental mitzunehmen. Sie etablieren PE, um eine systematische und strategische Personalarbeit mit innovativen Methoden für die jeweilige Einrichtung fruchtbar zu machen.

Dabei kommt einer angemessenen und zeitgemäßen Personalführung besondere Bedeutung zu. Zur Unterstützung der Führungsarbeit werden entsprechende Führungsinstrumente eingesetzt, beispielsweise die systematische Einführung von strukturierten Mitarbeitergesprächen. Dadurch erhalten die oberen Führungsebenen die Möglichkeit, dass ihre Einschätzungen und Ziele an alle Mitarbeitenden weitergegeben und auf die konkreten Arbeitersituationen „heruntergebrochen“ werden. Denkbar ist ein damit verbundener Einsatz weiterer Instrumente der Personalarbeit: Arbeitsplatzbeschreibungen erstellen und nach bestimmter Zeit nachjustieren; Zertifizierung von Kompetenzstandards; Outplacement für ausscheidende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter; Assessment-Center vor Neubesetzung von Stellen; Pläne zur Herstellung von mehr Geschlechtergerechtigkeit. PE wird auch verstärkt unter dem Aspekt der Lernenden Organisation gestaltet und trägt in mittel- bis langfristiger Perspektive zu Kosteneinsparungen bei.

Eine mögliche Kurzdefinition für PE („Die richtige Person auf die richtige Stelle.“) könnte in diesem Zusammenhang etwa lauten: Jede – nach Stellenabbau im Betrieb verbleibende – Mitarbeiterpersönlichkeit so unterstützen, dass sie möglichst gut für ihre bzw. für eine andere vorhandene Stelle passt.

4. Personalentwicklung zu betreiben, lohnt sich somit, um Qualifikation und Motivation der Mitarbeitenden (Kompetenzaufbau) und damit die Qualität der Arbeit einer Einrichtung zu sichern und zu verbessern. Wesentliche Voraussetzung für qualitätvolle Arbeit ist die Qualifikation der Mitarbeitenden hinsichtlich ihrer Fachkompetenzen und ihrer überfachlichen Kompetenzen. Als überfachliche Kompetenzen spielen insbesondere soziale Kompetenzen und Methodenkompetenzen sowie bei Führungskräften eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Führungsverständnis eine wichtigste Rolle. Traditionell liegt der Qualifikationsschwerpunkt auf der Sicherung und Erweiterung der Fachkompetenz. Dieser Schwerpunkt bleibt wichtig, muss aber ergänzt werden durch den Aufbau der anderen Kompetenzfelder.

Die Förderung sozialer Kompetenzen erstreckt sich auf Themenfelder wie Kommunikation, Konfliktmanagement und Motivation. Bei Methodenkompetenzen geht es vorrangig um Professionalisierung der Bereiche Besprechungsmanagement, Zeitmanagement und Arbeitsorganisation. Führungskompetenz umfasst u. a., sich mit Führungsgrundlagen und Fragen der Teamentwicklung auseinanderzusetzen zu haben. Diese Themen sollten vorrangige Inhalte von Führungskräftebildungen sein.

5. Letztlich ist die Einführung von Personalentwicklung eine Form, auf den Wandel zu reagieren, dem alle Einrichtungen ausgesetzt sind. Es gilt, den konkreten Wandel in der eigenen Organisation als eine Erscheinung eines umfassenden, epochalen Umbruchs (Paradigmenwechsel, Zeitenwende) in Gesellschaft und Kirche zu begreifen. Daraus erwächst die Aufgabe, den Wandlungsprozess in der eigenen Organisation zu gestalten und

dabei die Perspektive der Mitarbeitenden und deren Unterstützung einzubeziehen. Sie mitzunehmen ist wichtig, um einer sonst drohenden inneren Kündigung von Mitarbeitenden und anderen Schwierigkeiten vorzubeugen.

Auf die Frage nach dem Warum und Wozu von PE kann es verschiedene Antworten mit je eigenem Schwergewicht geben. Sie gehen inhaltlich ineinander über und eröffnen bisweilen erst in ihrer Bündelung eine Gesamtperspektive. Sie werden auch – je nach Zielgruppe – unterschiedlich zu gewichten sein. Welche Zielgruppen sollten insbesondere beachtet werden?

### **3. Wer wird durch Personalentwicklung unterstützt?**

1. Das Verständnis kirchlicher Dienstgemeinschaft legt nahe, grundsätzlich alle haupt- und ehrenamtlich tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Überlegungen zur Personalentwicklung einzubeziehen. Wie können aber alle erreicht werden? Einen guten Ansatzpunkt der Unterstützung aller Mitarbeitenden kann das Instrument Strukturiertes Mitarbeitergespräch bilden. Denn jeder hat einen direkten Vorgesetzten. Bei dem Gespräch handelt es sich um ein anlassloses Gespräch, das der Vorgesetzte mit seinem Mitarbeiter unter vier Augen anhand eines Leitfadens führt. Im Gespräch sollte die Würdigung der Tätigkeit des Mitarbeitenden eine wichtige Rolle spielen. Weiter können Ziele verabredet und Vereinbarungen über notwendige Qualifizierungsmaßnahmen getroffen werden.

Angesichts der großen Zahl von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden und der sehr stark ausdifferenzierten Arbeits- und Organisationsstrukturen in den verschiedenen Bereichen der Kirche ist es in der Regel notwendig, spezielle Zielgruppen zu benennen.

2. Als eine spezielle Zielgruppe sollten Vorgesetzte der mittleren Führungsebenen identifiziert werden. Erfahrungen in anderen Branchen und Effizienzerwägungen lassen es geboten erscheinen, dieser Zielgruppe beson-

dere Aufmerksamkeit zu widmen. Insbesondere kann dabei z. B. gedacht werden an:

- Vorgesetzte in diözesanen Verwaltungen auf Abteilungsleiterenebene,
- Pfarrer, die als Dekane eine herausgehobene Position in der Seelsorge innehaben,
- Leiter von Bildungshäusern, Akademien, caritativen und anderen Einrichtungen,
- Leiterinnen und Leiter von Schulen in kirchlicher Trägerschaft,
- Verantwortliche für Fort- und Weiterbildung.

Gerade an diese Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und ihre Aufgabenerledigung werden in Zeiten der Veränderung erhöhte Ansprüche gestellt. Von ihren Fähigkeiten hängt es in großem Maße ab, ob geplante und beschlossene Veränderungen erfolgreich umgesetzt werden. Sie müssen die Begründungen für Veränderungen an die ihnen zugeordneten Mitarbeiter weitergeben und die Veränderungen vor Ort realisieren. Sie sind gleichzeitig erste Ansprechpartner für Sorgen und Ängste ihrer Mitarbeiter. Von ihnen hängt in hohem Maße der Motivationsgrad ihrer Mitarbeitenden ab. Sie verkörpern den Dienstgeber gegenüber ihren Mitarbeitenden. Deshalb sollten sie einen wesentlichen Schwerpunkt unter den Zielgruppen bilden.

3. Eine weitere bedeutsame Zielgruppe bilden alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger. Ihre Fortbildung wurde auch in der Vergangenheit i. d. R. nicht vernachlässigt. Sie bleibt weiterhin wichtig, um zeitgemäße Pastoral sicher zu stellen. Entsprechende Fortbildungsmaßnahmen für die pastoralen Dienste sollten in einem Konzept zusammengefasst werden. Ebenso spielt für das Gelingen eines Veränderungsprozesses das Mitwirken aller Mitarbeitenden in zentralen kirchlichen Verwaltungen eine herausragende Rolle. Sie sollten als weitere spezifische Zielgruppe betrachtet werden.

#### 4. Wie kann eine Umsetzung gelingen?

Aus dem bisher Gesagten können folgende drei Handlungsschwerpunkte abgeleitet werden.

1. Führungskräftequalifikation durch Führungskräftetrainings,
2. Mitarbeiterunterstützung durch Strukturierte Mitarbeitergespräche und ggf. anschließende Fortbildungsmaßnahmen,
3. Coaching für Einzelne und Gruppen.

Zu 1. Damit Führungskräftequalifikation zielorientiert geschieht, liegt es nahe, ein Führungskompetenzprofil zu erarbeiten und dieses als „Zielprofil“ zu definieren. Ein solches Profil beantwortet die Frage: Welche Kompetenzen erwartet die Organisation von einer Führungskraft? Dabei wird auf soziale, methodische und fachliche Kompetenzen sowie auf Führungskompetenzen zu achten sein, näherhin auf die o. g. Kompetenzfelder. Das einzelne Kompetenzfeld gilt es weiter zu detaillieren. So könnte z. B. das Kompetenzfeld Mitarbeitergespräche führen folgendermaßen aussehen:

- Die Führungskraft kennt die eigenen kommunikativen Stärken und Schwächen.
- Sie kann dem Anlass und dem Ziel der Kommunikation entsprechend angemessene Kommunikationsinstrumente auswählen und einsetzen.
- Sie beherrscht Grundstrategien zur Erreichung verschiedener Gesprächsziele (z. B. Kritik oder Problemlösung).
- Sie verfügt über Grundkompetenzen verbaler und nonverbaler Gesprächsführung.
- Sie kann Gespräche anhand von Leitfäden führen und diese praxisnah dokumentieren.
- Sie kann Strategien im Umgang mit schwierigen Gesprächspartnern einsetzen.

Zu 2. Nachdem Führungskräfte ihre kommunikativen Fähigkeiten und Fertigkeiten trainiert haben, ist es sinnvoll, diese in der Praxis anzuwenden und Strukturierte Mitarbeitergespräche zu führen. Das Gespräch führt dabei immer der direkte Dienstvorgesetzte mit dem Mitarbeiter. Es findet in einem möglichst störungsfreiem Ambiente

statt, ist vertraulich und folgt einem vorgegebenen Leitfaden, der beiden Gesprächspartnern zur Vorbereitung vorliegt. Leitfäden unterschiedlicher Organisationen variieren durchaus. Der Leitfaden kann das Gespräch strukturieren, indem er zur Reflexion der aktuellen beruflichen Situation und des Aufgabenfeldes anleitet und anschließend den Blick auf Potentiale und Weiterbildungsmöglichkeiten des Mitarbeitenden lenkt. Er kann anregen, Arbeitsschwerpunkte und Ziele des Mitarbeiters – etwa für die nächsten zwölf Monate – und gegebenenfalls Fortbildungen zu vereinbaren. Eine Niederschrift sichert Gesprächsergebnisse.

Es ist vorteilhaft, Vereinbarungen über Fortbildungen an eine zentrale Stelle – etwa einen Referenten für Personalentwicklung – weiterzugeben, damit dieser aus den entsprechenden Angaben ein Fortbildungskonzept entwickeln kann. Von Strukturierten Mitarbeitergesprächen profitieren somit Mitarbeitende, Vorgesetzte und letztlich die gesamte Dienststelle. Sie entfalten ihre volle Wirkung dann, wenn sie mit allen Mitarbeitenden einer Organisation in regelmäßigem Rhythmus – beispielsweise eines Jahres – durchgeführt werden.

In Auswertung eines Pilotprojektes mit Strukturierten Mitarbeitergesprächen (an dem der Verfasser mitgewirkt hat) konnten folgende Ergebnisse festgehalten werden: Die Projekteilnehmer bewerteten Strukturierte Mitarbeitergespräche in der Tendenz durchweg positiv. Sie gaben an, dass diese Gespräche zur Reflexion ihrer Arbeitsbeziehungen beitragen und Raum gaben, Potentiale und Unterstützungsbedarf in ausreichendem Maß zu thematisieren. Konkrete Probleme aus dem Arbeitsalltag wurden offen an- und ausgesprochen, und die Gesprächspartner bekamen von ihrem jeweiligen Gegenüber klare Rückmeldungen. 59 Prozent der Mitarbeitenden und 86 Prozent der Vorgesetzten gaben an, dass im Mitarbeitergespräch gemeinsam Arbeitsschwerpunkte bzw. Ziele vereinbart wurden. 75 Prozent der Mitarbeitenden und 93 Prozent der Vorgesetzten waren der Auffassung, dass das Mitarbeitergespräch zu mehr Vertrauen zwischen den Gesprächs-

partnern geführt und mehr Klarheit über die gegenseitigen Erwartungen gebracht hat.

Zu 3. Als drittes Instrument der Mitarbeiterunterstützung sei hier Coaching genannt. Der Begriff kommt aus dem Bereich des Sports. Er bezeichnet in der Managementliteratur eine auf die Arbeitswelt bezogene Beratungsform. Coaching ist ein individuelles Unterstützungsangebot, insbesondere für Führungskräfte. Über traditionelle Angebote in Seminarform oder als Training hinaus werden beim Coaching auf den Klienten und seine konkrete Arbeitssituation zugeschnittene Fragestellungen thematisiert.

Aus unterschiedlichen Anlässen wird Coaching in Anspruch genommen, z. B. wenn jemand nach Übernahme einer neuen beruflichen Aufgabe einen kompetenten und diskreten Gesprächspartner sucht, wenn jemand in einem schwerwiegenden beruflichen Konflikt Lösungen herbeiführen möchte oder wenn jemand als Personalverantwortlicher gemeinsam mit einem unterstützenden Begleiter Maßnahmen zur Förderung der Motivation seiner Mitarbeiter beraten will. Die ursprüngliche und nach wie vor häufigste Form ist die Beratung unter vier Augen im Einzel-Coaching.

Im sozialarbeiterischen und kirchlichen Umfeld ist Supervision ein Begriff und z. T. gängige Praxis. Coaching und Supervision sind zwei verwandte berufsbezogene Beratungsformen, die sich ergänzen und teilweise überschneiden, aber auch einige wichtige Unterschiede aufweisen. Coaching – aus dem Managementbereich kommend – folgt mehr dem Effizienzgedanken, Supervision weiß sich mehr emotionalen Befindlichkeiten und vielfach der „Personenentwicklung“ verpflichtet. Coaching fokussiert die Steuerungs- und Führungsaufgaben und richtet sich somit vorrangig an Führungskräfte, Supervision unterstützt ebenso Mitarbeitende ohne Leitungsfunktion. Da Veränderungssituationen häufig Effizienzsteigerungen fordern, sei hier der ausdrückliche Hinweis auf Coaching angebracht.

## **Ausblick**

Die hier vorgestellten Instrumente zur Mitarbeiterunterstützung haben ihre Wurzeln im professionellen Personalmanagement außerhalb der Kirche. Sie müssen für den kirchlichen Bereich angepasst werden, was inzwischen in katholischen Diözesen und evangelischen Landeskirchen Deutschlands geschieht. Sie können pastorale und spirituelle Formen der Unterstützung von Mitarbeitern nicht ersetzen, wohl aber ergänzen, damit der kirchliche Auftrag weiterhin erfüllt werden kann. Bisherige Erfahrungen mit Personalentwicklung ermutigen, das aber auch zu tun.

## **Anmerkung:**

- \* Auch wenn auf die weibliche Sprachform verzichtet wird, ist im Folgenden männliche und weibliche Form gemeint.

# Spannende Religiosität

## Ein gelassener Blick auf Kirchen- krimis

---

Kann der Wappenspruch des früheren Münchner Erzbischofs, Kardinal Michael von Faulhaber (1869–1952), „Vox temporis – Vox Dei“ (Die Stimme der Zeit ist die Stimme Gottes) als ein Maßstab für die Beurteilung erzählender Literatur genutzt werden?<sup>1</sup> Stellen die Verkaufszahlen von Büchern, die Besucherzahlen von Kinofilmen – unabhängig von der Frage einer fachlichen Bewertung – einen Indikator für den Zeitgeschmack von Medieninhalten dar?

Diese Fragen sind so alt wie die menschlichen Bemühungen um eine Bewertung von Inhalten. Und unsere Erfahrungen lehren uns, dass die Antworten immer gleich lauten oder sich doch zumindest ähneln: Wer die Macht zur Durchsetzung selbst bestimmter Interessen hat, der behauptet mit nachdrücklichem Recht, die Stimme des Volkes sei ein Zeichen der Stimme Gottes. Und wer das Geld in Buchhandlungs- oder Kinokassen sammelt, der stört sich rechtschaffen wenig an Fragen ästhetischer Wertungen oder ewiger Wahrheiten. Intellektuelle Diskussionen um Buch- oder Filminhalte haben – dies zeigen zahlreiche Beispiele der vergangenen Jahrzehnte – auch dann keine Chance gegen einen Massengeschmack, wenn Einzelne oder große bzw. lautstarke Gruppen sich in ihren Rechten oder Gefühlen verletzt sehen. Von einem zivilisierten Umgang mit dem § 166 unseres Strafgesetzbuches (Beschimpfung von Bekenntnissen ...) kann nicht gesprochen werden.

Und obwohl – oder auch weil – dies zusammenfassend für viele Auseinandersetzungen zumindest der letzten 60 Jahre in Westeuropa

gesagt werden kann, liegen bei Romanen und/oder Filmstoffen, die in größerem Maße und aus welchen Gründen auch immer in der Öffentlichkeit diskutiert werden, rasch wieder die alten Fragen auf dem Tisch: Warum suchen sich Autoren solche Stoffe aus? Warum werden altbekannte, mehr oder weniger sensible Materien neu aufgewärmt? Solche Fragen stellen heißt, unverändert durch die Jahrhunderte, bestimmte Gesetzmäßigkeiten der fiktionalen Erzählkunst und der Unterhaltungssehnsucht der Menschen nicht wahrnehmen zu wollen.<sup>2</sup>

Diese Erinnerungen an kulturelle Erfahrungswerte von Gruppen, Gesellschaften, Nationen und Religionsgemeinschaften sind als eine Präambel für eine Annäherung an ein literarisches Phänomen notwendig, das die Kulturindustrie seit einiger Zeit beschäftigt: In der Folge von Umberto Ecos „Der Name der Rose“<sup>3</sup> nahm der historische Roman einen neuen Anlauf. Zahlreiche Autorinnen und Autoren in Europa und Nordamerika entwickelten unterschiedlichste Techniken, einige historisch korrekte Fakten mit einer frei erfundenen Geschichte und zusätzlich mehr oder weniger historisch stringenten Elementen zu mischen. Eine literarische Retrowelle fasziniert Leserinnen und Leser unterschiedlichster Altersgruppen, denen entsprechend ihrem subjektiven Vorwissen mehr oder weniger daran liegt, dass die literarische Komposition auch vor den Augen von Historikern Bestand hat. Dieser literarische Trend griff besonders gerne historische Stoffe auf, bei denen mehr oder weniger kriegerische Aktivitäten, Intrigen und Skandale eine tragende Rolle spielten.<sup>4</sup> Und dies alles für Leser (und ihre Märkte), die nicht unmittelbar und auf eigenem Boden in Kriegshandlungen verwickelt waren, sondern die in sich prosperierend entwickelnden Wirtschaften lebten.

Völkerwanderungen, Ausdehnung des eigenen Machtterritoriums, Verteidigung von selbst erarbeiteten Lebensgrundlagen sind seit jeher immer auch verbunden mit dem Glauben der wandernden, ihren Aktionsradius ausdehnenden oder ihre Grundlagen verteidig-

genden Menschen. Von daher war es nur eine Frage der Zeit, wann die Roman- und Drehbuchautoren mit neuen Ideen sich dezidiert (wieder) dem reichhaltigen „Action-Schatz“ der christlichen Kirchengeschichte zuwenden. Bis es soweit war, mussten einige Voraussetzungen erfüllt sein: Einerseits musste das historische und religiöse Sachwissen von Fachleuten aufgearbeitet und zumindest interessierten Autoren für ihre Recherchen allgemein zugänglich gemacht worden sein.<sup>5</sup> Dies gilt natürlich nicht nur für überprüftes und korrektes Wissen, sondern ebenso auch für Gerüchte, Vermutungen oder Intrigen, die sich ja manchmal länger am Leben halten, als allgemein für wahr gehaltene Fakten. Andererseits musste eine Autorengeneration heranwachsen, die Interesse an historischen Stoffen und persönliche Distanz zum Leben von Religionsgemeinschaften in einen unverkrampften Umgang mit religiösen Gefühlen in ihren Texten und Filmbildern umsetzen konnte.<sup>6</sup> Neben diesen Aspekten für die Schreiber und Erfinder kommt für die produzierenden Verlage etc. sicher noch der Sachverhalt hinzu, dass die gesellschaftliche Bedeutung religiöser Gemeinschaften sinken musste, bevor sie sich von der Produktion entsprechender Texte einen für Wirtschaftsunternehmen notwendigen finanziellen Erfolg versprachen.

Die Zeit ist sozusagen gereift für eine Zuwendung zu den an „ewig Menschlichem“ reichen Stoffen der Kirchengeschichte. Und es muss nicht verwundern, dass die von den Lesern besonders gerne rezipierten fiktionalen Stoffe immer neue Spannungskitzel anbieten. Dieses zusätzliche Spannungselement ist seit einigen Jahren ohne Frage das literarische Spiel, jahrhundertealte scheinbare Geheimnisse und Mythen in die Ist-Zeit fortzuschreiben. Dies ist das neue Gewürz dieser Spannungsliteratur, da die historische Kathedralbaugeschichte à la „Die Säulen der Erde“ für Autoren und Leserschaft keine ausreichende Faszination bereithalten.<sup>7</sup> In diesen Romanen geht es entweder um Gegenstände, die von den christlichen Kirchen anerkannt sind und besonders verehrt werden wie etwa

Reliquien oder um religiöse Mythen, die in der Geschichte des Christentums ohne Anerkennung der Kirchen oder ernstzunehmender Wissenschaftler bleiben. Neben der Darbietung dieser Stoffe in Romanen ist bereits seit Jahren in der Comicliteratur ein ähnlicher Trend zu beobachten. Diese Comics enthalten durch die Umsetzung der fiktiven Geschichten auch in Bildern eine zusätzliche künstlerische Komponente wie auch weiteres Reizpotential für den Leser (im doppelten Sinne).

Welche historischen Stoffe, bis heute lebendige Mythen, aktuelle Machtkonstellationen und Zeitfragen spielen in der aktuellen Literatur eine Rolle? Um die Geheimnisse des Turiner Grabtuches geht es in „Die stumme Bruderschaft“ der spanischen Autorin Julia Navarro.<sup>8</sup> Der Roman erzählt einerseits vom Kampf von drei religiösen Interessengruppen um die Eigentümerschaft und die Sicherheit des Grabtuches Jesu Christi: Die Nachfahren von Abgarus, König von Edessa, denen das Leinentuch aus dem Grab Jesu zur treuen Aufbewahrung übergeben worden war und die heute als Bauern in einem kleinen ostanatolischen Dorf wohnen.<sup>9</sup> Die Templer haben ihnen in der Zeit der Kreuzzüge das Tuch abgepresst, es nach Westeuropa gebracht und das Original oder auch eine Kopie dem Bischof von Turin zur Aufbewahrung übergeben. Beide Gruppen bewachen sich gegenseitig, bemühen sich um den ersten Zugriff auf die Reliquie und lassen die Vertreter der katholischen Kirche, so sie nicht eigentlich zu den Ihren gehören und eingeweiht sind, im Dunkeln tapfen. In dieser Machtkonstellation ist es für Kommissar Marco Valoni vom Dezernat für Kunstdelikte mit seinem Ermittlerteam reichlich schwierig, den Ursachen und Verursachern der Brände in der Turiner Kathedrale auf die Spur zu kommen. Die rechte Hand des Turiner Kardinals, Pater Yves, der vordergründig zur Kooperation mit den offiziellen Stellen zur Verfügung steht, scheint seine Hauptaufgabe darin zu sehen, den Kardinal einerseits und andererseits Sofia Galloni, die am nachdrücklichsten recherchierende – selbstverständlich attraktive – Kunst-

historikerin im Team der Kripo durch gezielte Informationen von der Sache fern zu halten.

Um Reliquien, den Handel mit ihnen, um jahrhundertlang verborgene Schätze, natürliche Energien und um kirchliche Gruppierungen, die neben der offiziellen Kirche das Wissen um die wahre Nachfolge für sich in Anspruch nehmen, dreht sich alles in „Feuermönche SIGMA Force“ von James Rollins.<sup>10</sup> Der Autor verknüpft in diese – sich im Abendland abspielenden – Auseinandersetzungen noch den Machtkampf zweier amerikanischer Geheimdienste. Das im Heute spielende Werk scheut kaum vor Brutalität zurück. Und wenn es auf den ersten Seiten direkt um einen Anschlag auf den Schrein mit den Gebeinen der Heiligen drei Könige im Kölner Dom geht, dem am Ende nicht nur die Reliquien, sondern auch alle im Dom anwesenden Personen einschließlich des amtierenden Bischofs zum Opfer gefallen sind, ziehen sich zumindest für einen glaubenden Leser – weniger vor Spannung als vor Irritation – einige Muskeln zusammen. Die Mitglieder eines Drachenordens, eine machthungrige Ansammlung von Angehörigen des Hochadels, italienische Sicherheitskräfte und Mitarbeiter des Vatikans auf der mittleren Ebene, haben es auf die Weisheiten und Reichtümer der Magier an der Krippe abgesehen und sorgen sich sehr um den reinen und genetisch geradlinigen Fortbestand des Ordens.

Die Geschäftstüchtigkeit der Banco Ambrosiano und ihre Verwicklungen mit dem Direktor der Vatikan Bank, Erzbischof Marzinkus, greift der ehemalige Klosterschüler, Psychologe, Unternehmensberater und Autor Claudio Michele Mancini in seinem ersten Roman „Infamità“ auf.<sup>11</sup> In einer fesselnden Mischung aus sizilianischem Mafia-Milieu, Machtkampf unter Männern in Italien, Nord- und Südamerika, Verbindungen zwischen Schulfreunden mit Karriere auf Sizilien und im Vatikan geht es letztlich um die Frage, wer sich durchsetzt und wer die Zuneigung der attraktiven Maria-Lucia gewinnt, deren erster Gatte unter mysteriösen Umständen ums Leben kam. Das Geldwaschen von illegalen

Drogengeldern durch Banken in Italien und der Schutz für Verfehlungen einer ranghohen vatikanischen Persönlichkeit sind die Triebfedern der Hauptakteure, die beide das Ende des Romans nicht erleben. Aber ihre Nachfolger scheinen aus demselben Holz geschnitzt zu sein, so dass der Leser geneigt sein mag, sich die heute agierenden Personen in ähnlichem Kontext vorzustellen.

In der Reihe der Neuerscheinungen dieses Genres fällt unter literarischen Kriterien der neue Roman „Die Loge“ des amerikanischen Thriller-Autors Daniel Silva positiv auf. Seine Erzählstränge sind klar, das Thema ist nicht nur ernsthaft, sondern auch ernst zu nehmen. Und es ist schon faszinierend, wie ein Autor im Frühjahr 2006 bereits ein 450seitiges Opus auf den Tisch legen kann, das fiktiv die Geschichte des Papstes nach Johannes Paul II. beschreibt und dabei geschickt Namen aus der jüngsten Kirchengeschichte einwebt: Der Mord an einem jüdischen Historiker lässt bei einer Vielzahl von Organisationen die Alarmglocken läuten. Der israelische Agent Gabriel Allon, Mitglied des Rachekommandos nach dem Anschlag auf israelische Sportler bei der Münchner Olympiade, forscht auf eigene Faust nach dem Mörder und dem Motiv für die Tat. Er findet heraus, dass der Historiker an einer wissenschaftlichen Aufarbeitung der Haltung und der Taten des Vatikans während des Nationalsozialismus schrieb. Er recherchiert, während ihm Mitglieder der Loge, eines mit höchstrangigen Vertretern Italiens und des Vatikans besetzten Geheimbundes, sowie der palästinensischen und italienischen Geheimdienste auf den Versen sind. Über ein Treffen von Berliner Regierungsvertretern und Vatikangesandten während des Krieges in einem kleinen Frauenkloster erfährt er durch eine – inzwischen aus Gram ausgetretenen – Ordensfrau. Gleichzeitig sorgt ihn die Tatsache, dass der (neue) Heilige Vater es nicht bei den Bekenntnissen seines Vorgängers belassen will, sondern bei einem Besuch in der Synagoge in Rom die Einsetzung einer neuen, paritätisch besetzten Untersuchungskommission bekannt geben will, der alle Archive unkommentiert

geöffnet werden sollen. Der israelische Geheimdienst hat – durchaus aus Eigeninteresse – Angst vor einem Mordanschlag auf den Papst, die Kontaktaufnahme zu ihm gelingt. Doch der Papst lässt sich von seinem Plan nicht abbringen – er war als kleines Kind Zeuge des Gespräches in dem Frauenkloster.

Natürlich schwimmen alle hier kurz vorgestellten Romane auf der Welle der Werke Dan Browns. Nach „Illuminati“ ist sein Roman „The Da Vinci Code“ unter dem deutschen Titel „Sakrileg“ in vielen Händen und in noch mehr Menschen Münder.<sup>12</sup> Die Faszination gerade intellektueller Leser, die Proteste von Glaubenden gegen dieses Buch, der Rummel um den Rechtsstreit wegen des Plagiatvorwurfes und die Verfilmung mit Tom Hanks in der Hauptrolle sorgen für das – in der Buchbranche inzwischen eher untypische – lang anhaltende (Kauf-)Interesse. Dabei ist die Grundidee des Buches alt: Jesus Christus starb nicht am Kreuz, sondern zeugte mit Maria Magdalena eine Tochter, deren Nachfahren im Geschlecht der Merowinger, im Roman in den Figuren der französischen Kriminalistin Sophie und ihrem versteckt lebenden Bruder lebendig sind. Eine geheime Bruderschaft sorgt für die Fortsetzung dieser Blutlinie, die Sicherheit der Familienmitglieder und für die Nichtaufdeckung des Gralsgeheimnisses. Neu an der Romanidee ist Browns fiktive Fortsetzung: Die Bruderschaft hat sich angeblich zur Offenlegung des jahrhundertlang gepflegten Geheimnisses entschlossen und dagegen tritt jetzt Opus Dei an, die von der katholischen Kirche als Personalprälatur anerkannte Gemeinschaft. Sie lässt wesentliche Mitglieder der Bruderschaft töten und versucht, verbunden mit eigenen innerkirchlichen Machtinteressen, die Kirche vor der Publizierung der „Wahrheit“ zu retten.

Wenn man das Strickmuster der Romane zusammenfasst, geht es in den zweifellos spannend und packend geschriebenen Romanen, Krimis, Thrillern auf sehr unterschiedlichen literarischen Niveaus und mit divergierendem inhaltlichen Anspruch immer ähnlich zu:

- mehr oder weniger weit in der Vergangenheit zurückliegender Skandal, Mythos, belegte oder (meist) nicht ernst zunehmende Fakten,
- mittel- und unmittelbare Beteiligung nicht selten ranghoher Mitarbeiter, Entscheider der vatikanischen Kurie,
- ein fiktiver oder ansatzweise realer Gegenwartsbezug und immer auch
- eine Liebesgeschichte, in der Regel bei den ermittelnden Kriminalisten.

Kann eine solche Mischung religiöse Gefühle verletzen? Ja. Jeder Leser und Kinozuschauer reagiert auf angebotene Inhalte unterschiedlich. Die einen aufgeregt, weil sie sich durch einen fiktionalen Text in ihrem persönlichen Glauben angefragt sehen, und die anderen gelangweilt, weil die „Kiste mit Jesus und Magdalena“ oder die Machtintrigen im Vatikan subjektiv entweder als normal und menschlich oder als Hinweis ohne Neuigkeitswert wahrgenommen werden. Kann eine solche fiktive Mischung (z.B. im Kontext § 166 des Strafgesetzbuches) das religiöse Bekenntnis in einer Weise beschimpfen, „die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören“? Nein. Die persönliche Besorgnis oder Erregung über einen fiktionalen Text sollte nicht unmittelbar in einen öffentlichen Kontext gestellt werden. Natürlich kann ein unbefangener Leser über solche Darstellungen erschrecken und ins Grübeln kommen. Aber wenn er selbst nicht die persönliche Distanz zu dem gelesenen Text entwickeln kann oder vor Betroffenheit die Fiktionalität des Textes ausblendet, ist die öffentliche Beschwerde oder Anklage als Ausdrucksmittel nicht geeignet. Ein Gespräch über die eigenen Wahrnehmungen, Fragen und ggf. Verletzungen stellen einen guten Weg für alle dar, die mit dem Gelesenen nicht allein bleiben wollen. Ein Gespräch unter Glaubenden wie unter weniger oder auch Nichtglaubenden. Gerade in der Diskussion mit letzteren bieten fiktionale Stoffe den Glaubenden und den Kirchen hervorragende Anlässe und Anknüpfungspunkte, über den eigenen Glauben, über die geprüfte und akzeptierte Grundlagen des Glaubens und über mögliche Irritationen durch solche

Spannungsliteratur Auskunft zu geben und dazu Position zu beziehen.

Wie diese Chance im literarischen Kontext fruchtbar werden kann, zeigt eine andere Kirchenkrimi-Reihe eines Bamberger Autorenduos, die im vergangenen Jahr startete. Der neue Protagonist heißt Philipp Laubmann. Im Zivilberuf ist er Moralthologe an der Universität Bamberg und seit einiger Zeit mit der Abfassung seiner Habilitationsschrift beschäftigt. Dies betreibt er ebenso unbeständig, wie er sich immer noch nicht klar wird, ob er sich zum Priestertum berufen fühlt oder welche Lebensform für ihn richtig sein wird. In dieser Unentschiedenheit helfen ihm immer wieder Vorfälle in seinem unmittelbaren Umfeld, seinem kriminalistischen Spürsinn nachzugehen und sich so abzulenken. Bei diesen Fällen sind die Kommissare Glaser und Lürmann das professionelle Gegenüber, die sich bei ihren Fahndungen im kirchlichen Kontext gerne des Sachverstands und der Personenkenntnisse des Hobbydetektivs vergewissern. Laubmanns kirchliches Gegenüber wird von Prälat Albert Glöcklein aus der Bistumsleitung gegeben. In „Der zerrissene Rosenkranz. Philipp Laubmanns erster Fall“ geht es um die Aufklärung des Todes einer jungen Frau, der Verlobten eines Theologieprofessors.<sup>13</sup> Im gerade erschienenen zweiten Fall „Bärenzwinger“ wird während einer hochkarätig besetzten Fachtagung zum Thema „Wahrheit“ in einer alten Burganlage, die zu einem kirchlichen Tagungszentrum umgebaut wurde, ein Teilnehmer ermordet aufgefunden.<sup>14</sup> Der Täter wird unter den Teilnehmern vermutet. Die Aufklärung der Tat führt über mancherlei gegenseitige Verdächtigungen, in die theologische Vergangenheit und frühere Begegnungen sowie über aktuelles Karrieregerangel der Teilnehmer. Laubmann findet, in diesem Fall unterstützt durch diözesane Stellen, die Bezüge zwischen dem Opfer und Täter, die bis in ihre gemeinsame Studienzeit in Bamberg zurückführen.

Die sehr detaillierten und spannend aufbereiteten lokalen Zusammenhänge zeugen nicht nur von großer Ortskenntnis und

Heimatverbundenheit des Autorenduos. Ihre Herkunft aus dem katholischen Milieu und das Theologiestudium von Stefan Fröhling tragen sehr zur Erdung der packenden Krimis im für den Leser nachvollziehbaren realen religiösen Leben bei. Auch ohne einen vergleichbaren fachlichen Hintergrund der Autorin liegt mit „Und führe mich nicht in Versuchung“ von Vera Bleibtreu im selben Verlag ein Kirchenkrimi vor, der im evangelischen Kontext spielt.<sup>15</sup> Pfarrerin Susanne Hertz findet nicht nur beim Joggen als Erste ein Mordopfer, sondern in der Folge wird ihr privat wie beruflich deutlich, wie intensiv sie mit diesem Fall beschäftigt ist. Das Mainzer Lokalkolorit und die theologische Kollegialität der evangelischen Pfarrerschaft der Stadt sind ebenso konstituierende wie unterhaltsame Elemente des Krimis, wie es ähnlich im katholischen Bamberg der Fall ist.

Allen als „Kirchenkrimis“ vermarkteten bisherigen Romanen des Verlages kommen neben der Sach- und Fachkunde eine ruhige, unaufgeregte Sprache, klare Handlungsstränge mit unaufhörlichen Spannungselementen zugute. Der Suche nach der rechten Lebensform bei Laubmann und die Frage nach ihrem beruflichen Ort bei Susanne Hertz lassen den Leser teilhaben an persönlichen Reflektionen der Krimiprotagonisten, die sich leicht übertragen lassen.

Interessant in der Beobachtung des Phänomens Kirchenkrimi ist sicher noch ein Blick auf die agierenden Verlage. Josef Knecht, ein zur Verlagsgruppe Herder gehörendes Imprint, hat offensichtlich ebenso wie der Münchner Piper Verlag den Anspruch, in diesem Unterhaltungsgenre an das Niveau seiner religiösen Sachbücher wie der erzählenden Literatur anzuschließen. Die großen Verlagsgruppen Random House wie Droemer Knauer sind ebenso wie die Häuser Ullstein und Lübbe für ihre populären Unterhaltungstitel bekannt. Sie sind sämtlich im internationalen Lizenzgeschäft tätig und setzen in der Vermarktung auf große Aufmerksamkeit in der traditionellen Werbung wie in ihren Cross-Media-Aktivitäten. Allein die hier vor-

gestellten Titel kommen also aus sehr unterschiedlichen Häusern mit gänzlich verschiedenen Eigentumsstrukturen, so dass Vermutungen über inszenierte religiöse Diskreditierungen durch das Massenmedium Buch jeder Grundlage entbehren.

Zu Beginn wurde das gehäufte Auftreten dieser Romanstoffe in einen bestimmten Zusammenhang mit kirchengeschichtlicher Sachaufklärung und distanzierterem Umgang mit religiösen Gefühlen gestellt. Dies mag allein für die Recherchebasis der Autorinnen und Autoren eine gute Erklärungsgrundlage bieten. Daneben steht aber nur scheinbar unbeteiligt ein anderes Phänomen: Wie die kritische Beobachtung der aktuellen Literatur zeigt, ist das religiöse Fragen, des Menschen Suchen nach Lebensgrund und -sinn auch in zahlreichen anderen Romanen außerhalb der Spannungsliteratur anzutreffen. Wie in einschlägigen Aufsätzen in den Zeitschriften Herder-Korrespondenz oder Stimmen der Zeit sowie durch die kontinuierliche Besprechungsarbeit der katholischen Bücherverbände deutlich wird, dokumentiert sich die vielfach beschriebene – gerade auch nicht konfessionell gebundene – Gottessehnsucht in zahlreichen Texten der erzählenden Literatur. Bleibt die Frage, woher neben den aufgezeigten Gründen der Erfolg gerade der Spannungsliteratur kommen könnte. Vielleicht einfach nur aus der menschlichen Sehnsucht nach lautstark „mitgeteilter Ewigkeit“ (Hugo Lang).

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Den Hinweis auf diesen bischöflichen Wappenspruch verdanke ich Johannes Fischer.
- <sup>2</sup> Zum Thema Unterhaltungssehnsucht sei gerne auf die Ausführungen von O. B. Roegele „Neugier als Laster und Tugend“. Osnabrück 1982, verwiesen. Vielleicht gelten die von Roegele für Bürger und Journalisten betonten positiven Aspekte der Neugierde auch für Schriftsteller.
- <sup>3</sup> Umberto Eco: Im Namen der Rose. München 1982
- <sup>4</sup> Stephen Lawhead: Das Kreuz und die Lanze. Lübbe 2000 oder Welzel: Hildegards Lied. Krüger 2005

- <sup>5</sup> Hier haben Kirchenhistoriker die wesentliche Arbeit geleistet. Dabei ist z.B. am Beispiel des verkaufserfolgreichen Romans „Die Päpstin“ immer wieder auch das Phänomen zu beobachten, dass die Publikation von Sachbüchern sich an den Erfolg von fiktionalen Texten hängen, was auch bei „Sakrileg“ in großem Umfang zum Beispiel bei der Reiseliteratur der Fall ist.
- <sup>6</sup> Mit Blick auf die Auseinandersetzung mit historischen Fakten in den fiktionalen Texten großer christlicher Schriftsteller des 19. Jahrhunderts (als Beispiel sei auf Reinhold Schneiders Drama „Philip II oder Religion und Macht“, Olten/Köln 1931 hingewiesen), kommt diesem Aspekt m.E. eine besondere Bedeutung zu.
- <sup>7</sup> Ken Follett: Die Säulen der Erde. Bergisch Gladbach 1990.
- <sup>8</sup> Julia Navarro: Die stumme Bruderschaft. München 2005.
- <sup>9</sup> Dem Rätsel des „Mandylion von Edessa“ geht Paul Badde in seinem Sachbuch „Das Muschel-seidentuch. Auf der Suche nach dem wahren Antlitz Jesu“. Berlin 2005 nach. Das Buch ist gerade in einer um ein Kapitel erweiterten Auflage im Pattloch Verlag erschienen.
- <sup>10</sup> James Rollins: Feuermönche SIGMA Force. München 2006.
- <sup>11</sup> Claudio Michele Mancini: Infamità. Berlin 2006.
- <sup>12</sup> Dan Brown: Sakrileg. Bergisch Gladbach 2004.
- <sup>13</sup> Fröhling & Reuß: Der zerrissene Rosenkranz. Philipp Laubmanns erster Fall. Freiburg 2005.
- <sup>14</sup> Fröhling & Reuß: Bärenzwinger. Philipp Laubmanns zweiter Fall. Freiburg 2006.
- <sup>15</sup> Vera Bleibtreu: Und führe mich nicht Versuchung. Freiburg 2006.

# Gottesfurcht und religiöses Verhalten nach Kohelet

Das Motto der 68. Bibelwoche 2006, in deren Zentrum sieben Texte aus dem Buch Kohelet stehen, lautet „Jetzt leben“<sup>1</sup>. Das Begleitmaterial der evangelischen Bibelgesellschaften und katholischen Bibelwerke steht unter dem Thema „Leben – zum Glück“<sup>2</sup>. Diese Themenwahl dürfte wohl wesentlich von der Deutung des Koheletbuches durch den Passauer Alttestamentler Ludger Schwienhorst-Schönberger bestimmt sein, der für das „Didaktische Begleitheft“ die „Exegetische Einführung“ (ebd. S. 3–11) zum Koheletbuch und den ausgewählten Texten verfasst hat. Die dafür gewählte Überschrift „Nicht im Menschen gibt es Glück‘ – Eine Einführung in das Buch Kohelet (Prediger)“ ist fast identisch mit dem Titel seiner 1994 erschienenen Habilitationsschrift „Nicht im Menschen gründet das Glück“ (Koh 2,24), die auch die Basis seines 2004 erschienenen umfangreichen Kohelet-Kommentars<sup>3</sup> bildet. Nach Schwienhorst-Schönberger geht es in dem wahrscheinlich aus dem 3. Jh. v. Chr. stammenden Koheletbuch primär um die Frage nach dem Glück, das der Mensch in seinem kurzen Leben erfahren kann. Nach Kohelet kann der Mensch sich allein nur vorübergehend Glück verschaffen (2,10f). Denn Glück ist eine Gabe Gottes (2,24b; 3,13), die Gott allerdings in diesem Leben nicht auf Dauer gewährt, sondern in Form einzelner Glückserfahrungen. Da gläubige Juden zur Zeit Kohelets noch nicht von einem Weiterleben nach dem Tode bei Gott überzeugt waren (vgl. 3,19–21; 12,7), fordert Kohelet mehrfach dazu auf, das von Gott geschenkte Glück, das in der Freude beim Essen, Trinken und Lieben (5,17–19; 8,15;

9,7–10: „Carpe diem“-Motiv) erfahrbar wird, dankbar anzunehmen (3,12f; vgl. 11,8.9f), konkret: es als „Antwort Gottes“ (5,19)<sup>4</sup> zu verstehen und schon in den Tagen der Jugend (11,9), wenn es dem Menschen in der Regel gut geht, da er noch nicht an altersbedingten Krankheiten leiden muss, seines Schöpfers zu gedenken (12,1), sich also bewusst zu machen, dass man das erfahrene Glück Gott verdankt. Kohelet beschränkt sich allerdings nicht auf diesen Aspekt der Beziehung des Menschen zu Gott, sondern spricht mehrfach auch das für die weisheitliche Literatur bedeutende Thema „Gottesfurcht“ an.

## 1. Gottesfurcht als religiöse Grundhaltung bei Kohelet

Die Auswahl der Texte aus dem Koheletbuch für die Bibelwoche [1) 1,1–11; 2) 2,3–21; 3) 3,1–8; 4) 3,10–15; 5) 4,1–12; 6) 8,10–15 und 7) 11,9 – 12,8] legt den Schwerpunkt auf die bekannteren Texte aus dem ersten Teil des Buches, der meist als der die Lehre Kohelets darstellende Grundlagenteil angesehen wird, ohne dass Einigkeit darüber besteht, wo dieser erste Teil endet.<sup>5</sup> Da viele Exegeten für den Rest des Buches zwar mehr oder weniger umfangreiche Einheiten, aber keinen den Aufbau bestimmenden logischen Faden finden und außerdem die Systematisierung von Schwienhorst-Schönberger nicht so deutlich dem Text zu entnehmen ist, wie man dies bei einer planvollen Gliederung voraussetzen kann, darf man durchaus zweifeln, ob die Thesen von Schwienhorst-Schönberger dem Koheletbuch gerecht werden.<sup>6</sup> Dies gilt selbst für die Grundthese, dass die Lehre vom Glück das Buch bestimmt, da Kohelet viele andere Themen anspricht, bei denen es mehr um das Unglück geht, das einen Menschen, speziell auch die Gerechten und Frommen trifft. Die gleich am Anfang durch den häufig zitierten Mottovers „Windhauch der Windhauche“, sagte Kohelet, ‚Windhauch der Windhauche, das alles (ist) Windhauch‘“ (1,2; gekürzt in 12,8) hervorgerufene negative Grundeinstellung gegenüber dem Leben – besonders deutlich ausgedrückt durch die Übersetzung

von Diethelm Michel: „Vollkommen absurd, sprach Qohelet, vollkommen absurd – alles absurd“<sup>47</sup>, die gut die negative Stimmung vieler Menschen heute über Vorschläge von Politikern zur Bewältigung der Probleme unseres Staates wiedergibt – kann wohl nicht nur als ein Nebenthema, als Kontrastbild, angesehen werden, auf dessen Hintergrund die erfahrbare Freude um so leuchtender strahlt. Eindeutig wird Gott im Koheletbuch nicht nur als Schöpfer und Geber des Glücks gesehen, sondern auch als Richter (vgl. 3,17), wobei sein Gericht innerweltlich erfolgen muss, weil Kohelet nicht an ein positiv zu wertendes Weiterleben nach dem Tode als Lohn Gottes glaubt (vgl. 6,6f). Bei der Reflexion seiner Erfahrungen, die meist mit dem *hæbæl*-Urteil („auch das ist *hæbæl* = Windhauch/absurd“) enden, stößt Kohelet jedoch auf das die späte Weisheitsliteratur (vgl. Ijob; Ps 73) beschäftigende Problem, dass es den Gottesfürchtigen oft im Leben schlechter bzw. nicht besser geht als den Gottlosen/Frevlern (vgl. 7,15; 8,14; 9,1–3), der sog. „Tun-Ergehen-Zusammenhang“ offensichtlich nicht immer funktioniert. Damit ist aber Gottes Gerechtigkeit in Frage gestellt. Eine Rechtfertigung Gottes gegenüber dem Vorwurf, ungerecht zu handeln, Unschuldige leiden zu lassen, wird von Kohelet allerdings nicht versucht – vielleicht weil er aus dem Ijob-Buch weiß, dass dem Menschen die Einsicht in Gottes Motive und Gründe fehlt. Das Bewusstsein, die sog. „Theodizee-Frage“ nicht lösen zu können, entpflichtet den jüdischen Weisheitslehrer Kohelet aber nicht, das Problem des Verhaltens des Menschen gegenüber Gott anzusprechen, das in der alttestamentlichen Weisheitsliteratur umfassend mit dem Begriff „Gottesfurcht“ bzw. „Jahwe-Furcht“ bezeichnet wird. Kohelet kommt an fünf Stellen (in 3,14b; 5,6b; 7,18; 8,12b.13; 12,13) auf dieses Thema zu sprechen. Was aber versteht Kohelet unter Gottesfurcht?

Fast am Ende des sog. Grundlagenteils heißt es in dem Abschnitt 3,10–15, den man mit „Gottes Gaben für den Menschen“ überschreiben kann: „Ich erkannte, dass alles, was die Gottheit machen wird, dies wird sein für die Zukunft/Ewigkeit, nichts ist über es hin-

aus hinzuzufügen und nichts ist von ihm abzuziehen, und die Gottheit hat gehandelt, damit sie sich fürchten/Ehrfurcht haben vor ihr“ (V. 14). Der hier interessierende letzte Satz wird im Hebräischen mit der Relativpartikel *š* eingeleitet, die – von mir mit „damit“ übersetzt – verschiedene Deutungen zulässt. Die Gottheit – ich wähle diese unpersönliche Bezeichnung für Elohim, wenn die Gottesbezeichnung mit Artikel steht – handelt demnach so vollkommen, *damit* die Menschen vor ihr Ehrfurcht haben, manchmal allerdings auch so unverständlich, *dass* die Menschen sich vor ihr fürchten. Ehrfurcht vor Gott und Gottesfurcht werden somit von Gott bewirkt.<sup>8</sup> Das mit „handeln“ übersetzte Verb *ʿasah* bedeutet primär „machen/schaffen“ und bezieht sich in 3,11a.b.14a jeweils auf das Schöpferhandeln Gottes. L. Schwienhorst-Schönberger sieht daher in V. 14b „die schöpfungstheologische Begründung der Gottesfurcht“<sup>9</sup>. Wenn man jedoch berücksichtigt, dass die Erkenntnis von V. 14 auf die in V. 12f von Gott dem Menschen während seines Lebens durch Essen, Trinken und Besitz geschenkte Erfahrung von Glück zurückgeht, liegt es nahe, die Gottesfurcht nicht nur als Reaktion des Menschen auf negative Erfahrungen mit dem unbegreiflichen Handeln Gottes zu verknüpfen, mit dem „Tremendum“<sup>10</sup>, sondern auch mit Glückserfahrungen oder – dem mit „Glück“ übersetzten hebräischen Wort *tobah* angemessener – „Erfahrungen von Gutem“, die Gott schenkt und der Mensch ohne schlechtes Gewissen als Geschenk Gottes annehmen darf, eventuell auch mit dem Staunen des Menschen über die Schöpfung als das Werk Gottes (das Fascinans).<sup>11</sup> Für eine positivere Sichtweise der Gottesfurcht als Ehrfurcht vor der Schöpfung Gottes plädiert auch Rüdiger Bartelmus<sup>12</sup> mit Berufung auf die spätere Stelle 8,12, doch sprechen die Erfahrungen Kohelets mit dem unbegreiflichen Handeln Gottes, die z.B. viele Schwerkranke bestätigen können, gegen eine einseitig positive Deutung der Gottesfurcht im Sinne von „Staunen, das Ehrfurcht hervorruft“.

In Koh 5,6b beendet der Aufruf „fürwahr die Gottheit fürchte“ den Abschnitt mit Anweisungen zum richtigen religiösen Verhalten

4,17–5,6, der im folgenden Abschnitt ausführlicher besprochen wird. Die nächste Stelle 7,18 steht ebenfalls am Ende eines Abschnitts, den man mit „Gottesfurcht ist wichtiger als Wissen“ (7,11–18) überschreiben kann. Aber diesmal liegt keine Aufforderung vor, sondern eine zukunftsbezogene Aussage, die allerdings isoliert gelesen unverständlich ist: „Gut (ist es), wenn du wirst festhalten an diesen und/aber auch von jenem sollst du nicht zurückhalten deine Hand, fürwahr/denn der Gottesfürchtige/Fromme wird entgegengehen allem (= beidem)“. Kohelet weist in diesem Abschnitt zunächst auf den begrenzten Vorteil/Gewinn der Weisheit und Erkenntnis für ihren Besitzer hin, der durch das unverständliche und damit nicht planbare Handeln Gottes, der dem Menschen Tage des Guten/Glücks, aber auch Tage des Übels/Unheils zukommen lässt, eingeschränkt wird (V. 11–14). In V. 15 bestreitet Kohelet aufgrund seiner Beobachtungen über das Schicksal von Gerechten und Frevlern die Gültigkeit des Tun-Ergehen-Zusammenhangs und damit die Grundlage der älteren Weisheitsliteratur. Indem er in V. 16f vor übertriebenem Bemühen um Gerechtigkeit und Weisheit und zugleich vor zu viel Bosheit/Ungerechtigkeit und Torheit warnt, plädiert er anscheinend für einen goldenen Mittelweg. Die Aussagen in V. 18 (dieses – jenes; beides) beziehen sich wohl auf die beiden genannten Grenzbereiche. Ein jüdischer Weisheitslehrer dürfte allerdings eigentlich nicht für einen Mittelweg plädieren, auf dem er ein gewisses Maß an Bosheit/Ungerechtigkeit/Gottlosigkeit und Torheit zulässt. Dies könnte daher ironisch gemeint sein oder Ausdruck der realistischen Sicht Kohelets, dass auch der Gottesfürchtige anfällig ist für das Böse. Die Aussage in V. 18b, dass der Gottesfürchtige allem/beidem entgegengehen wird, kann man dann als einen Ratschlag Kohelets verstehen, nicht einseitig, fanatisch nur an einer Sache festzuhalten – das fanatische Bemühen um Gerechtigkeit, z.B. durch Selbstjustiz, führt meist zu neuer Ungerechtigkeit –, sondern gottesfürchtig allem entgegenzugehen im Vertrauen auf Gottes Weisheit und Gerechtigkeit. Gottesfurcht führt hier also zur Gelassenheit und

Bescheidenheit, da die Abhängigkeit des Menschen von Gott und seine Gefährdung auf dem Mittelweg zwischen übertriebener Selbstgerechtigkeit/Hochmut und (eventuell gerade daraus resultierender) Ungerechtigkeit gegenüber anderen anerkannt wird.

Im Abschnitt 8,10–15, in dem es nochmals um die beobachtete Ungerechtigkeit des Schicksals geht, die der weisheitlichen Lehre vom Tun-Ergehen-Zusammenhang widerspricht (V. 12a und 14a) und als „Ironie des Schicksals“ bezeichnet werden kann, wird das Thema Gottesfurcht (in V. 12b und 13b) erneut aufgegriffen. Kohelet gibt in V. 12b.13 offensichtlich die traditionelle Lehre wieder, der jedoch seine in den rahmenden Versen 12a und 14a geschilderten Erfahrungen widersprechen: „Denn auch ich bin wissend, dass es gut gehen wird den die Gottheit Fürchtenden, die sich [wirklich] fürchten/Scheu haben vor ihm. Und/aber nicht wird es gut gehen dem Frevler/Gottlosen und nicht er wird lange leben wie der Schatten, weil er nicht ist sich fürchtend vor Gott“. Auffällig ist in V. 12b, dass dem Ausdruck „den die Gottheit Fürchtenden“ ein überflüssig erscheinender Relativsatz folgt. Wenn man diesen nicht literarkritisch als Zusatz bewertet und streicht, kann man ihn als ironische Bemerkung Kohelets verstehen, mit der Kohelet einerseits echte Gottesfurcht einfordert und andererseits entsprechend der Lehre von Ez 18 mahnt, dass die Gottesfürchtigen sich auch weiterhin vor Gott fürchten sollen und ihren Lebenswandel nicht zum Schlechten ändern dürfen.<sup>13</sup>

Die letzte Gottesfurcht-Aussage im Koheletbuch in 12,13 wird meist Kohelet abgesprochen und dem Verfasser des zweiten Nachworts (12,12–14) zugeschrieben. Man kann den Vers [mit verdeutlichenden Zusätzen] folgendermaßen übersetzen: „[Am] Ende der Rede soll [als] das Ganze (die Summe/das Ergebnis) gehört werden: Die Gottheit fürchte und ihre Weisungen halte ein, denn dies [ist Aufgabe] jedes Menschen“. Da die Gottesfurcht an den bisherigen Stellen nicht mit dem Halten der Gebote verknüpft wurde, sehen hier viele Exegeten einen anderen Autor als Kohelet am Werk. Dies ist jedoch nicht notwendig, da Kohelet an den bis-

herigen Stellen nicht bestritten hat, dass zur Gottesfurcht die Einhaltung der Weisungen Jahwes gehört. Man kann allerdings die Aussage in V. 13 im Anschluss an die Warnungen in V. 12 auch ironisch deuten: Das anstrengende Studieren kann man vermeiden, wenn man einfach Gottes Gebote einhält. Diese muss man dann zwar lernen, aber man muss sich keine Gedanken darüber machen. Eine derartige ironische Deutung muss nicht von einem anderen Verfasser stammen, sondern kann Kohelet selbst zugeschrieben werden, da er sich in seinem Buch häufiger ironisch mit der traditionellen Weisheitslehre auseinandersetzt auf der Basis seiner Erfahrungen der „Ironie des Schicksals“, die die Lehre vom Tun-Ergehen-Zusammenhang als unhaltbar aufzeigt, wenn man nicht mit einer gerechten Vergeltung durch Gott nach dem Tode rechnet. Von einem Gericht der Gottheit über die Taten des Menschen geht zwar der Schlussvers 12,14 aus, jedoch lässt die Formulierung offen, ob dieses Gericht zu Lebzeiten oder postmortal erfolgt. Der Hinweis darauf, dass der Mensch sein Verhalten vor Gott rechtfertigen muss, gibt aber Anlass, nach den Regeln Kohelets zum richtigen Verhalten gegenüber Gott zu fragen.

## 2. Anweisungen zum richtigen religiösen Verhalten in Koh 4,17–5,6

Das Koheletbuch enthält nur einen Abschnitt, in dem direkte Anweisungen zur religiösen Praxis gegeben werden (4,17–5,6). Leider fehlt dieser Abschnitt bei den sieben Texten für die Bibelwoche, obwohl er nach Norbert Lohfink im Zentrum der „palindromischen Gesamtkonstruktion“ des Buches steht.<sup>14</sup> Lohfink bezeichnet diesen Abschnitt als „Religionskritik (Gedicht)“, was nicht ganz korrekt ist, da es sich bei diesen Ratschlägen nicht um ein Gedicht handelt und es auch nicht um Kritik am Jahwe-Glauben geht, sondern an bestimmten religiösen Verhaltensweisen, die natürlich Ausdruck der rechten Gottesfurcht sein sollten. Der Abschnitt, der als wichtige Ergänzung zur Bibelwoche anzusehen ist, lautet fast wörtlich übersetzt:

*4,17 Behüte deinen Fuß<sup>15</sup>, wenn du gehst zum Haus der Gottheit, und nähere dich, um zuzuhören, nicht so sehr um ein Schlachtopfer zu geben (wie) die Toren/Unklugen,*

*b denn sie verstehen es nicht, Böses zu tun. (oder: gewiss wissen sie nicht, dass sie Schlechtes/Böses tun).*

*5,1 Nicht sollst du hasten mit deinem Mund – und dein Herz beeile sich nicht, ein Wort vor dem Angesicht der Gottheit hervorzubringen,*

*b denn die Gottheit (ist) im Himmel, du aber auf der Erde, deshalb sollten deine Worte wenige sein.*

*5,2 Denn das Traumbild entsteht bei der Größe des Geschäfts / der Beschäftigung,*

*b und die Stimme eines Toren bei der Menge der Worte.*

*5,3 Wenn du für Gott ein Gelübde ablegst, sollst du nicht zögern, es zu erfüllen, denn nicht existiert Gefallen/besteht Interesse an den Toren/Unklugen;*

*b das, was du durch ein Gelübde versprochen hast, erfülle.*

*5,4 Besser (ist es), du legst kein Gelübde ab, b als dass du ein Gelübde ablegst und (es) nicht erfüllen kannst/erfüllst.*

*5,5 Nicht sollst du deinem Mund erlauben, deinen Leib in Schuld zu bringen,*

*und nicht sollst du sprechen vor dem Angesicht des Boten (der Gottheit)<sup>16</sup>: „Gewiss ein Versehen (ist) es“.*

*b Warum soll die Gottheit zürnen über deine Stimme und zugrunde richten das Werk deiner Hände?*

*5,6 Denn bei der Menge der Träume und Windhauche/Täuschungen und Worte in Fülle b – fürwahr die Gottheit fürchte!*

Wenn man 5,6 als eine generalisierende Zusammenfassung versteht, dann ist klar, dass die Einzelanweisungen Ausdruck der Gottesfurcht sein sollen, die von einer dem Anderssein Gottes angemessenen Distanz (5,1b) geprägt sein sollte. Drei Themen greift Kohelet auf: 1) den Zweck des Tempelbesuchs (4,17), 2) das Gebet (5,1–2) und 3) das unbedachte Ablegen von Gelübden (5,3–5).

In der Zeit des zweiten Tempels war der vor-exilische Opferkult wieder belebt worden. Kohelet relativiert in 4,17 die Bedeutung der

Schlachtopfer, betont dagegen die Wichtigkeit, auf das Wort Gottes zu hören, das zu seiner Zeit sicherlich zumindest in Form der Tora vorlag. Vermutlich wird er als jüdischer Weisheitslehrer aber auch Texte aus den Prophetenbüchern gekannt haben und damit deren Kultkritik, in denen das richtige Sozialverhalten dem Opferkult übergeordnet wird (vgl. z.B. Hos 6,6; Am 5,21–27; 8,4–14; Jes 1,10–17; 58,1–14; Mi 6,6–8).<sup>17</sup> Wenn der Anfang dieses Verses allerdings ironisch gemeint ist, wie die merkwürdige Aufforderung „behüte/bewahre deinen Fuß“, bei der nicht angegeben wird, wovor der Fuß bewahrt werden soll, signalisiert, dann könnten hier jene angesprochen sein, die mit Hinweis auf die Sorge um ihre kranken Füße den Weg zum Tempel scheuen. Aufgrund der semantischen Mehrdeutigkeit ist die richtige Deutung und Übersetzung der zweiten Vershälfte ein Problem. Bei der ersten Variante wird den Toren/Unklugen die Fähigkeit abgesprochen, Böses zu tun. Dies widerspricht der im AT üblichen Sicht, dass es außer den in 5,5a angesprochenen „Versehen“ als unabsichtlichen Handlungen natürlich auch bewusste, absichtliche Verstöße gegen Gottes Weisungen gibt. Die zweite Variante kann ironisch gedacht sein – als angebliche Entschuldigung der Toren – und das Gegenteil meinen: Die „Törichtchen“ wissen ganz genau, dass ihr Verhalten nicht richtig ist. Vielleicht darf man annehmen, dass sie ihre Opfer darbringen, um ihre religiöse Pflicht zu erfüllen, jedoch ohne die Bereitschaft, auf Gottes Wort zu hören und es zu befolgen. Denkbar wäre auch wohl, dass manche mit dem Hinweis, im Tempel zuhören zu wollen, die damals noch gültigen Opfervorschriften nicht eingehalten haben (vgl. die Klage Jes 43,22–28; Mal 1,6–14) und deshalb die Schlachtopfer als Werk von Törichtchen abwerteten. In beiden Fällen fehlt den sich so Verhaltenden sicherlich die rechte Gottesfurcht.

Beim Thema Gebet fällt der die Wirksamkeit des Gebets in Frage stellende Satz auf: „denn die Gottheit (ist) im Himmel, du aber auf der Erde“. Kohelet will damit offensichtlich nicht behaupten, dass unser Gebet wegen dieser Distanz Gott nicht erreicht. Denn er

lehnt nicht das Gebet an sich ab, sondern er warnt nur einerseits vor Hast beim Gebet und andererseits vor zu vielen Worten (vgl. Jesus in Mt 6,7f). Beides kann den Beter davon abhalten, bewusst auf Gottes Wort zu hören. Um Gott nicht zu belästigen (vgl. Jes 43,24b), sollte man vor dem Gebet überlegen, was man Gott sagen möchte und dann offen für seine Antwort sein. Von der Menge der Worte ist auch in V. 2b die Rede. Sie sind dort anscheinend Kennzeichen des Toren, da der Tor über alles redet, auch wenn er nichts davon versteht. Schwierig ist die Aussage von V. 2a, der hier als Vergleich für 2b fungiert. Bei großen, erfolgreichen Geschäften, eventuell auch bei zu intensiver Beschäftigung kann „das Traumbild“ aufkommen. Kohelet teilt nicht mit, an welches Traumbild er denkt. Vom Kontext her kommt das Traumbild vom dauernden und anhaltenden Erfolg in Frage, zumal die Frage nach dem bleibenden Gewinn (1,3; 2,22) zu den Grundfragen Kohelets gehört. Kohelets Erfahrungen mit den Wechselfällen des Lebens lassen ihn zu Recht von einem „Traumbild“ sprechen. Der Tor entwirft mit vielen Worten auch solche Träume; ohne auf Gottes Wort zu hören, fallen sie jedoch zusammen wie Schäume.

Zu den Toren/Unklugen zählt Kohelet auch die, die zögern, ihre gegenüber Gott abgelegten Gelübde zu erfüllen. Kohelet rät, lieber kein Gelübde abzulegen als etwas zu versprechen, was man nachher nicht einhalten kann. Er warnt vor dem Zorn der Gottheit, der aufkommt, wenn man nachträglich versucht, sich von einem Gelübde zu befreien, indem man es für ein „Versehen“ erklärt. Eventuell steht im Hintergrund von V. 5 aber noch ein weiterer Missstand religiöser Praxis, dass man nämlich bei Sühneriten absichtlich begangene Vergehen für Versehen erklärte, um die Opferpflicht zu verringern (vgl. Num 15,22–31). Dann würde es sich jedoch ebenfalls um den Versuch handeln, die Gottheit zu täuschen (vgl. auch die Kritik an fehlerhaften Opfertieren bei Mal 1,8.13f), den die Gottheit eventuell mit einer Krankheit und dem Scheitern eines Werks ahndet.

Im abschließenden Vers 6 kommt das Leitwort *hæbæl* „Windhauch“ im Plural vor. Der Plural *habalîm* ist hier wohl mit „Täuschungen“ zu übersetzen. Während vom Traumbild und von der Menge der Worte schon in V. 2 im Hinblick auf das Gebet die Rede war, ist der Begriff „Täuschungen“ noch erklärungsbedürftig. Da Gott wohl nicht die Menschen täuscht, gehen die Täuschungen vom Menschen aus. Vom vorausgehenden V. 5 her kann gemeint sein, dass der Mensch Gott zu täuschen versucht, was aber wohl nur aufgrund einer Selbsttäuschung denkbar wäre. Zu diesen Selbsttäuschungen gehört aber nicht nur der Versuch, absichtliche Vergehen zu Versehen zu erklären, sondern auch das Gehen zum Haus Gottes ohne die rechte Absicht (4,17), das Verzögern der Erfüllung von Gelübden sowie das Ablegen von Gelübden, die man nicht erfüllen kann (5,3f). Solche Täuschungsversuche nehmen Gott nicht ernst, sind Zeichen fehlender Gottesfurcht. Ohne selbst viele Worte zu machen, fordert Kohelet daher nur die dem Menschen als Geschöpf Gottes einzig angemessene Haltung: „Fürwahr die Gottheit fürchte“. Dies gilt sicherlich auch für Christen, die sich nach dem Vorbild Kohelets fragen sollten, ob ihre religiöse Praxis von anderen wohl als Ausdruck von Gottesfurcht verstanden werden kann.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. das Begleitbuch: Jetzt leben. Sieben Texte aus Kohelet. Einführung und Auslegungen von Franz-Josef Ortkemper, Materialien und Vorschläge zur Gestaltung von Rosemarie Micheel (Texte zur Bibel 21). Zur 68. Bibelwoche 2005/2006 hg. von der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste in der Evangelischen Kirche in Deutschland in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bibelgesellschaft und dem Katholischen Bibelwerk. Neukirchen-Vluyn 2005, 6f.
- <sup>2</sup> Vgl. das Teilnehmerheft und das Didaktische Begleitheft „Leben – zum Glück. Sieben Texte aus dem Buch Kohelet (Prediger)“ (Ökumenische Bibelwoche. Heft 41). Redaktion: Jürgen Simon, hg. von der Deutschen Bibelgesellschaft, Österreichischen Bibelgesellschaft, Schweizerischen Bibelgesellschaft und den katholischen Bibelwerken in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Stuttgart 2005.

- <sup>3</sup> Vgl. L. Schwienhorst-Schönberger: „Nicht im Menschen gründet das Glück“ (Koh 2,24). Kohelet im Spannungsfeld jüdischer Weisheit und hellenistischer Philosophie (HBS 2). Freiburg im Breisgau/Basel/Wien/Barcelona/Rom/ New York 1994; ders.: Kohelet (HThK.AT). Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2004; das Literaturverzeichnis (15–40) lässt erkennen, dass gerade in den letzten Jahren zahlreiche Monographien – oft Dissertationen – und Aufsätze zu speziellen Problemen der Koheletforschung erschienen sind.
- <sup>4</sup> Für diese Deutung plädiert N. Lohfink: Kohelet (NEB). Würzburg 31986, 46.
- <sup>5</sup> Nach N. Lohfink: Kohelet 5f und 10, folgt auf das als „Kosmologie“ bezeichnete Gedicht 1,4–11 die „Anthropologie“ 1,12–3,15, die von der „Gesellschaftskritik“ 3,16–6,10 abgelöst wird. Schwienhorst-Schönberger stimmt hinsichtlich der Unterteilung des Hauptteils überein mit Franz Josef Backhaus, „Denn Zeit und Zufall trifft sie alle“. Studien zur Komposition und zum Gottesbild im Buch Qohelet (BBB 83). Frankfurt am Main 1993 (vgl. Inhaltsverzeichnis). Thomas Krüger: Kohelet (Prediger) (BK XIX Sonderband). Neukirchen-Vluyn 2000, 20f, sieht dagegen 3,10–4,12 als zusammengehörige Einheit an und rechnet sie zu seiner ersten Teilkomposition „Der König und der Weise“ 1,3–4,12. Er unterscheidet vier weitere Teilkompositionen im Hauptteil: 4,13–5,8 „Der König und der Gott“; 5,9–6,9 „Armut und Reichtum“; 6,10–8,17 „Kritische Diskussion gängiger Weisheiten“ und 9,1–12,7 „Leben in Anbetracht des Zufalls und der Vergänglichkeit“. Nach Krüger „sind die Struktur signale im Text zu wenig deutlich und eindeutig“, um den Anspruch zu erheben, „die ‚richtige‘ und einzig zutreffende Gliederung des Koheletbuches anzugeben“ (ebd. 21).
- <sup>6</sup> Meine Position zum Koheletbuch als ironischem Kunstwerk habe ich dargestellt in: B. Willmes: Menschliches Schicksal und ironische Weisheitskritik im Koheletbuch. Kohelets Ironie und die Grenzen der Exegese (Biblich-Theologische Studien 39). Neukirchen-Vluyn 2000. Das Buch ist Basis dieses Beitrags.
- <sup>7</sup> D. Michel: Qohelet (Erträge der Forschung 258). Darmstadt 1988, 127.
- <sup>8</sup> Vgl. die Übersetzung von N. Lohfink: Kohelet (NEB) 33 (und auch in der „Einheitsübersetzung“): „und Gott hat bewirkt, dass die Menschen ihn fürchten“. Lohfink bemerkt dazu: „In der ganz und gar nicht selbstbestimmten, sondern von außen, vom unbegreiflichen Gott bestimmten Situation im Vertrauen darauf, dass von Gott her alles schön und seiend ist, stehen zu bleiben – das muß wohl die ‚Furcht Gottes‘ sein, von der 314 spricht: Ein Schaudern vor dem so ganz unverstündlich andern und doch zutiefst im eigenen Tun

- wirksamen und nahen Gott, ‚Furcht und Zittern‘ Kierkegaards“ (ebd. 33). Auch D. Michel: Qohelet (EdF) 138, bringt die Gottesfurcht mit der Unfähigkeit des Menschen, das Handeln Gottes zu verstehen, in Verbindung.
- <sup>9</sup> Vgl. L. Schwienhorst-Schönberger: Nicht im Menschen gründet das Glück, 320f.
- <sup>10</sup> Vgl. Rudolf Otto: Das Heilige – Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (1. Aufl. 1917). Sonderausgabe München 1971; Otto zählt das tremendum und das fascinans zu den Momenten des Numinosen. Bei seiner Umschreibung des tremendum greift Otto auf das AT und speziell auf den „Gottesschrecken“ Ex 23,27 und Ijob 9,34; 13,21 zurück (ebd. 15) und empfiehlt die Bezeichnungen „heiliger Schauer“ oder „religiöse Scheu“ (ebd. 16). Als das den numinosen tremor erregende Moment des numen sieht er den Zorn Jahwes an, den er als „unberechenbar“ und „willkürlich“ wertet, ohne eine konkrete Bibelstelle zu nennen (ebd. 20f). Da der „Zorn Jahwes“ meist durch ein Fehlverhalten der Menschen erregt wird, kann man zur Bekräftigung der These von Otto wohl nur auf die Ladegeschichten verweisen, wo die Menschen ein Unglück trifft, die die Lade angeschaut hatten bzw. den Transport der Lade sichern wollten (vgl. 1 Sam 6,19; 2 Sam 6,6f).
- <sup>11</sup> R. Otto: Das Heilige, 42–52, bezeichnet das dem Numinosen zugehörige Moment des fascinans als „etwas eigentümlich *Anziehendes*, Bestrickendes, *Faszinierendes*, das nun mit dem abdrängenden Momente des tremendum in eine seltsame Kontrastharmonie tritt“ (ebd. 42). Er bringt die das Staunen auslösenden Schöpfungswerke und das Geschichtshandeln Gottes nicht direkt in Zusammenhang mit dem fascinans, sondern vor allem das dem Menschen unverständliche Mysteriöse, das später in der Mystik zu überschwänglichen Reaktionen führt.
- <sup>12</sup> Vgl. R. Bartelmus: Haben oder Sein – Anmerkungen zur Anthropologie des Buches Kohelet, in: Biblische Notizen Heft 53 (1990), 38–67, hier: 59–61; er lehnt die finale Deutung aus grammatischen Gründen und im Hinblick auf den Kontext ab.
- <sup>13</sup> Auch F.J. Backhaus: Qohelet und der sog. Tun-Ergehen-Zusammenhang, in: Biblische Notizen Heft 89 (1997), 30–61, hier: 46, denkt hier an Ironie Kohelets in dem Sinn, dass hiermit eine Eingrenzung auf die wirklich Gottesfürchtigen erfolgt, die von denen zu unterscheiden sind, die sich nur selbst für gottesfürchtig halten.
- <sup>14</sup> Vgl. N. Lohfink: Kohelet 10.
- <sup>15</sup> Entsprechend dem Qere lese ich Singular statt Dual.
- <sup>16</sup> Präzisierender Zusatz entsprechend der Septuaginta und der Syrischen Übersetzung.
- <sup>17</sup> Ausführlicher zur Sozialkritik der Propheten: Rainer Kessler: Staat und Gesellschaft im vorexilischen Juda (Supplements to Vetus Testamentum XLVII), Leiden/New York/Köln 1992.

## „Raten, versuchen, hoffen“

**Mike Mills Spielfilmdebüt  
„Thumbsucker – Bleib wie du bist“**

Teenager haben es schwer, Teenagerfilme ebenfalls, zumindest in den Augen Erwachsener. Oft kommen sie als überdrehte Komödien daher, ein Zugeständnis an die potentielle Zielgruppe. Mitunter aber – man denke an „Billy Elliot“ – trifft man im Kino auf Filme mit jugendlichen Protagonisten, die sowohl durch Ironie und Humor als auch aufgrund ihrer Themenvielfalt und ernsthafter Fragestellungen ein generationenübergreifendes Publikum ansprechen. So auch „Thumbsucker“, Mike Mills filmische Adaption der gleichnamigen Romanvorlage von Walter Kirn. Der Film spiegelt nicht nur die skurrilen Probleme eines Daumenlutschers wider. Er vermittelt Einblicke in eine amerikanische Mittelstand-Familie und führt auf unkonventionelle Weise den Umgang mit Ängsten und Sucht vor Augen.

Justin Cobb ist 17 Jahre alt, unkonzentriert, unzugänglich und ein wenig schüchtern. Ein ganz normaler End-Teenager mit den üblichen



Adoleszenzproblemen, sieht man einmal vom Daumenlutschen ab, für das sich Justin gerne auf die Schultoilette zurückzieht. Dr. Lyman, sein Kieferorthopäde, ist es satt, die Zähne immer wieder zu richten: „Du brauchst deinen

Daumen nicht, und dein Daumen braucht dich nicht.“ Mittels Hypnose wird Justin von seiner Vorliebe befreit; der Daumen schmeckt fortan nicht mehr. Justin ist stocksauer, und die Probleme nehmen zu. Die Schulpsychologin diagnostiziert ADHS (Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätssyndrom) und verschreibt Ritalin, ein Medi-kament, das sich in nur drei Molekülen von Kokain unterscheidet. Anfangs erlebt Justin einen emotionalen und schulischen Höhenflug, alle Probleme sind wie weggefegt. Dann aber erkennt er, dass er sich in einen Kreislauf aus scheinbarer Normalität und übersteigter Selbstsicherheit verrannt hat. Er wirft die restlichen Pillen weg, findet Ersatz mit und in Rebecca. Die benutzt ihn, will nur „üben“, aber nicht mit ihm zusammen sein. Eine schmerzliche Erfahrung, der sich Justin schließlich stellt.

Die ersten Bilder im Viervierteltakt signalisieren die Zartheit des Films und intonieren dessen Hauptthema. In einer amerikanischen Kleinstadt, im Mikrokosmos einer Familie geht es ums Erwachen, ums Erwachsenwerden. Damit ist Justin nicht allein. Seine Eltern lassen sich mit Vornamen anreden, weil sie sich sonst so furchtbar alt vorkommen. Audrey und Mike, wengleich in der Midlife-Crisis, sind ebenfalls gefangen in ihrem Bemühen, mit dem Leben zurechtzukommen. Auf der Suche nach sich selbst ist schließlich auch Dr. Lyman, der bisweilen als New-Age-Hobbypsychologe agiert, als Seelsorger der besonderen Art: „Raten, versuchen, hoffen. Ach Justin, du kannst nur beten, dass du nicht irgendwann glaubst, auf alles 'ne Antwort zu haben.“

Regisseur Mike Mills, bislang für Werbefilme und Videoclips zuständig, zeichnet seine Figuren mit Liebe und Umsicht. Sein erster Spielfilm, der nicht nur durch den wunderbaren Soundtrack besticht, kann – dem deutschen Verleihtitel zum Trotz – als Aufforderung verstanden werden, die eigenen Macken zu entdecken, den halbwegs souveränen Umgang mit Talenten, Wünschen und Stimmungen zu entwickeln und den eigenen Träumen nachzugehen. Das geht nicht nur Teenager etwas an. Dafür ist es nie zu spät.

*Thomas Kroll*

# Literaturdienst

**Perry Schmidt-Leukel: Gott ohne Grenzen. Eine christliche und pluralistische Theologie der Religionen. Gütersloher Verlagshaus 2005. 536 S.; 29,95 EUR.**

Wozu und zu welchem Ende treibt man Theologie der Religionen? Sie versucht, wie Perry Schmidt-Leukel in seinem Buch *Gott ohne Grenzen* ausführt, eine Antwort auf zwei eng miteinander zusammenhängende Fragen zu geben: „Wie versteht und beurteilt das Christentum andere Religionen?“ und „Wie versteht und beurteilt das Christentum sich selbst angesichts der anderen Religionen?“ (34) Das Ende kultureller Homogenität und das Bewusstsein, auch religiös in einer Situation „after Babel“ (George Steiner) zu leben, verleiht diesen Fragen Aktualität weit über den engeren akademischen Bereich hinaus. Kann es, so wäre noch zu ergänzen, außerhalb des kirchlichen, geschichtlich greifbaren Christentums eine gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes geben und sind die übrigen Religionen als Heilswege anzuerkennen? Die exklusivistische Position, die im theologischen Diskurs lange Zeit eine beherrschende Stellung einnahm, beantwortet diese Frage negativ, und zwar um den Preis einer Einschränkung des universalen Heilswillens Gottes (114–127). Diese Sichtweise wurde lehramtlich erst auf dem II. Vatikanischen Konzil – in der Erklärung über die nichtchristlichen Religionen (*Nostra aetate*) und im Kapitel 16 der Dogmatischen Konstitution über die Kirche (*Lumen gentium*) – korrigiert. In den letzten vierzig Jahren sind diese Impulse theologisch aufgegriffen und weiterentwickelt worden. Parallel zu der anspruchsvollen (inklusionistischen) Konzeption eines Karl Rahner, andere Religionen in die Heils- und Offenbarungsgeschichte zu integrieren, ohne die christozentrische Perspektive aufzugeben, entwickelte sich seit den siebziger Jahren vor allem im angelsächsischen Raum eine Theologie der Religionen, die auf den christlichen Absolutheitsanspruch ausdrücklich verzichtete und in den anderen Religionen gleichberechtigte Heilswege neben und außerhalb Jesu Christi sah. Die bekanntesten Vertreter dieser Richtung sind *John Hick*, *Paul Knitter* und der in Glasgow lehrende *Perry Schmidt-Leukel*. Die Intensivierung des Dialogs mit anderen Religionen, die nicht in exotischer Ferne existieren, sondern – zumindest in Großstädten – längst Teil auch der eigenen heterogenen kulturellen Umwelt sind, schließlich die Skepsis gegenüber dogmatischen Eindeutigkeiten, verbunden mit der nicht unbegründeten Furcht vor einem intoleranten, zuweilen auch gewaltbe-

reiten Fundamentalismus verleihen der pluralistischen Religionstheologie in den Augen vieler Zeitgenossen ein hohes Maß an Plausibilität.

Im ersten Teil bietet Schmidt-Leukels Buch eine ausführliche Kritik exklusivistischer und inklusionistischer Modelle, aus welcher sich die „Notwendigkeit einer christlichen und pluralistischen Theologie der Religionen“ überhaupt erst ergibt. Der Zweite Teil analysiert deren epistemologische und offenbarungstheologische Voraussetzungen, der dritte Teil prüft die Tauglichkeit einer pluralistischen Religionstheologie im interreligiösen Dialog. Spannend ist die Auseinandersetzung vor allem mit den inklusionistischen Modellen, die bis in die Väterliteratur zurückreichen (129–136). Der Inklusionismus schränkt die Selbstoffenbarung und den Heilswillen Gottes nicht auf die biblische Religion und das kirchlich verfasste Christentum ein, sieht aber im Christusereignis den unüberbietbaren, irreversiblen Kulminationspunkt der Offenbarungsgeschichte. Das Problem dieses Modells sieht Schmidt-Leukel darin, dass es weder die anderen Religionen als *gleichwertige* Gesprächspartner ernst nehmen, noch empirisch auf eine allen anderen Religionen überlegene christliche Praxis verweisen kann (156–160). Auch die nichtchristlichen Religionen haben, wie Schmidt-Leukel unter Berufung auf Rahner den Inklusionismus referiert, ihre Bedeutung als Heilsweg nur in ihrem impliziten, ihnen selbst verborgenen (anonymen) Bezug auf Christus. Sie sind darum als Heilsweg *nach* der Offenbarung Gottes in Jesus Christus als der geschichtlich explizit gewordenen Erfüllung der menschlichen Transzendenz *an sich* überholt und überflüssig geworden. Gleichwohl können diese Religionen als Heilsweg fortbestehen, sofern das Evangelium noch nicht alle Regionen der Welt erreicht hat oder noch nicht glaubwürdig verkündigt und somit auch nicht in seinem verpflichtenden Charakter erkannt wurde. Der Inklusionismus ist also nur eine Konzession an das Faktum des religiösen Pluralismus, doch müssten seine Anhänger, so Schmidt-Leukel, „sich explizit oder implizit wünschen, dass Idealerweise alle Menschen Mitglieder dieser besten Religion [des Christentums, R. B.] sein sollten. Und dies impliziert den Wunsch, dass alle anderen Religionen zugunsten des Christentums verschwinden“ (155). Ist dies aber eine akzeptable Basis für den interreligiösen Dialog?

Vor diesem recht düster gemalten Hintergrund des Inklusionismus, der in Schmidt-Leukels Darstellung wie ein wohlmeinender und höflicher Exklusivismus wirkt, hebt sich nun die pluralistische Theologie der Religionen umso leuchtender ab. Sie kann eine offenere Position vertreten, weil nach diesem Modell die Selbstmitteilung Gottes in Jesus Christus weder der absolute Höhepunkt der Heilsgeschichte, noch die Überbietung aller anderen religionsgeschichtlichen Phänomene ist, sie bildet vielmehr *eine* geschichtliche Konkretion universaler göttlicher Offenbarung neben den vielfältigen

anderen, die grundsätzlich alle gleichberechtigt sind; mit anderen Worten: Schmidt-Leukel verabschiedet den Absolutheitsanspruch des Christentums. Für das Judentum konzedieren nicht wenige Theologen, indem sie an den ungekündigten Bund und die bleibende Treue Gottes zu Israel erinnern, eine Heilsmöglichkeit neben oder außerhalb der Christusoffenbarung. Warum aber soll eine „solche Modifikation der universalen Heilsmittlerschaft Jesu allein im Hinblick auf das Judentum, nicht aber im Hinblick auf andere Religionen berechtigt sein“ (327)? Die Konsequenz, die christozentrische Perspektive auch im Dialog mit den anderen Religionen aufzugeben, erscheint Schmidt-Leukel als unabweisbar. Dem Pluralismus der Religionen kommt keine bloß vorläufige Rolle zu; er repräsentiert die unendliche Fülle der geschichtlichen Selbstmitteilung Gottes, die weder eine einzelne Religion, noch die Gesamtheit der Religionen auszuschöpfen und adäquat darzustellen vermag.

Damit ist eine wichtige Voraussetzung pluralistischer Religionstheologie angedeutet: die *negative Theologie*. Gottes schlechthin transzendente Wirklichkeit entzieht sich den von Menschen gemachten Bildern und selbst einer Begriffswelt, die von allen Anthropomorphismen sorgfältig gereinigt wurde. Auch die Selbsterschließung Gottes, seine Offenbarung, schenkt keinen Einblick in sein Wesen (195–211), und so sind auch seine Attribute, wie schon Maimonides einschärfte, keine Wesenseigenschaften, sondern Aussagen über das Handeln oder die Wirkungen Gottes. Schmidt-Leukel kann auf eine beachtliche Ahnenreihe jüdischer, christlicher, islamischer und buddhistischer *negativer Theologen* verweisen. Die Erfahrungen, die Menschen mit dem sich offenbarenden und darin zugleich sich entziehenden Gott machen, finden in den unterschiedlichen, von kulturellen und sozialen Kontexten abhängigen Symbolisierungen ihren Ausdruck. Insofern kann das Absolute personal oder auch apersonal – wie etwa im Buddhismus – vorgestellt werden. Zumindest in den großen Religionen artikuliert sich aber auch das Bewusstsein von der prinzipiellen Unbegreiflichkeit Gottes.

Auch die Christologie ist unter dieser Voraussetzung nur eine Symbolisierung der Gotteserfahrung, die durch Jesus von Nazareth vermittelt ist. Die – bekanntlich selbst schon negativen – Formulierungen von Chalkedon können, auch darin ist Schmidt-Leukel mit John Hick einig, darum nicht als Wesensaussagen gewertet werden; es sind lediglich Metaphern. Inwieweit lässt sich dann aber nicht nur von einer pluralistischen, sondern auch von einer christlichen Theologie der Religionen sprechen? Zunächst argumentiert Schmidt-Leukel von einem christlichen Referenzsystem aus; für ihn ist Jesus von Nazareth der Zugang zu Gott – aber in dem Bewusstsein, dass es nur einer unter möglichen anderen ist. Der Christus-Titel hingegen bleibt der universalen Selbstoffenbarung Gottes als des göttlichen Wortes vorbehalten: „Aus pluralistischer Sicht kann

auch die Auffassung akzeptiert werden, dass *Christus* die Ursache allen Heiles ist, *wenn* dabei unter ‚Christus‘ im Sinne vieler Kirchenväter der universale Logos verstanden wird. Wenn Christus gleich ‚Logos‘ ist und ‚Logos‘ (das göttliche ‚Wort‘) die universale Selbsterschließung Gottes meint, dann ist die Aussage, Christus sei die Ursache allen Heils, lediglich die spezielle christliche Formulierung der allgemeinen Aussage, dass die Selbsterschließung Gottes die Ursache allen Heils ist“ (275f). Damit ist freilich der Christustitel von der Person Jesu ablösbar und die Fokussierung auf eine einmalige Inkarnation des göttlichen Wortes als Höhepunkt und Ziel der Heilsgeschichte ausgeschlossen.

Schmidt-Leukel gewinnt viel, vermag er doch die Gleichrangigkeit und Ebenbürtigkeit der Gesprächspartner uneingeschränkt festzuhalten. Pluralistische Theologie der Religionen ist keine Reprivation der Vernunftreligion des 18. Jahrhunderts, sondern denkt die übernatürliche Bestimmung des Menschen, den universalen Heilswillen des transzendenten Absoluten konsequent weiter. Der Preis für die erreichte Offenheit ist freilich hoch: Diese Konzeption lässt sich nur noch schwer von einer Konkurerklärung der christlichen Hoffnung – dass nämlich in *diesem* einen das Heil der Menschheit, ja der ganzen Schöpfung, definitiv angebrochen sei – unterscheiden; die lehramtlichen Reserven sind von daher durchaus nachvollziehbar. Zudem bleibt der von Schmidt-Leukel so oft strapazierte Begriff des Heils sehr vage und nur in dieser Unbestimmtheit ist er für eine pluralistische Theologie der Religionen geeignet, die nicht nur den Geltungsanspruch des Christentums, sondern auch jeder anderen Religion einschänkt. Ob dies bei nichtchristlichen Gesprächspartnern auf große Begeisterung stößt, sei dahingestellt.

Klaus von Stosch sprach von einem Grunddilemma jeder christlichen Theologie der Religionen: Keinem der bisherigen Modelle gelingt es, *die Anerkennung des Fremden und Anderen und den Unbedingtheitsanspruch des Christentums* ohne Einschränkung festzuhalten. Seinem auf die Sprachspieltheorie des späten Wittgenstein gestützten Vorschlag, jenseits der religionstheologischen ‚Vogelperspektive‘ sich der mühsameren vergleichenden Untersuchung spezifischer Felder der Auseinandersetzung zuzuwenden, hat Schmidt-Leukel widersprochen (94). Aber sein umfangreiches Buch, eine lesenswerte Einführung in die Grundlagen und Verfahrensweisen des pluralistischen Modells, löst das Dilemma nicht, vor dem die Theologie der Religionen steht, sondern bestätigt es *contre cœur*.

René Buchholz

**Lothar Roos: Was uns trägt. Beiträge zur Spiritualität christlichen Lebens und pastoralen Handelns. Altius Verlag, Erkelenz 2005. 53 S.; 9,80.**

Der Ruf nach Hilfen für eine spirituelle Fundierung unseres Lebens ist in den letzten Jahren in unserer Kirche lauter geworden, bei vielen Christen, nicht nur bei den Seelsorgern. Auch im profanen Raum ziehen sich manche Politiker oder Wirtschaftsmanager mitunter für mehrere Tage in Stätten der Stille zurück, nicht für organisatorische Planungen, sondern um aus sachkundigem Mund spirituelle Impulse zu bekommen.

Entsprechend hat aber auch die Zahl der Veröffentlichungen um diesem Bereich sehr zugenommen, in Zeitschriften für Menschen, die kurze Denkanstöße suchen, und in Büchern für Suchende, die sich Zeit nehmen können. Wenn man daher ein neues Buch in die Hand bekommt, das sich wieder einmal mit der Frage befasst, was uns trägt, dann ist man geneigt, die Schrift schnell auf Seite zu legen mit dem Gedanken, eigentlich könnte keiner mehr zu solcher Thematik neue Perspektiven liefern.

Wer aber anfängt, die kleine Schrift von Lothar Roos, Professor em. für Gesellschaftslehre und Pastoralsoziologie, zu lesen, legt sie so schnell nicht wieder beiseite. Normalerweise wird Spiritualität verstanden als eine Angelegenheit der „inneren“ Menschen, sozusagen des stillen Herzenswinkels, während man für die Aufgaben der Pastoral vorwiegend psychologische und methodische Schulung fordert. Roos ist jedoch der Meinung, eine solche Trennung von Spiritualität und Pastoral sei unzulässig. Alles Bemühen des Seelsorgers um spirituelle Vertiefung müsse immer die Menschen im Blick haben, für deren Heil wir Verantwortung übernommen haben. Anders ausgedrückt: Die pastorale Verantwortung muss sehr spürbar das Gebetsleben des Seelsorgers prägen.

Der Verfasser macht sein Anliegen an ganz konkreten Beispielen deutlich. Er zeigt, wie die Beter des kirchlichen Stundengebets, also die Priester und Diakone, diese Gebetsform für die ihnen anvertrauten Menschen fruchtbar machen können. Ganz ausführlich gibt er Anregungen für die Auswertung der Psalmen, die ja ein Kernstück des Stundengebets sind. Manchen Betern fällt es schwer, in froher Stimmung einen Klagepsalm beten zu müssen, oder bei persönlicher Niederlagenheit in einen Psalm des Jubels einzustimmen. Wer sich aber darüber klar ist, dass es immer Menschen in unserer Nähe und vor allem in der weiten Welt gibt, die sich in der Verfassung eines bestimmten Psalms befinden, der kann bei jedem Psalm die Probleme und Empfindungen dieser Menschen vor Gott tragen. In den

Psalmen kommt ja alles vor, was Menschen bewegt: Leid und Freude, Angst und Hoffnung, Trauer und Vertrauen, Krankheit und Heilung, Einsamkeit und Geborgenheit, Tod und Leben. Wer auf den ersten Blick nicht erkennt, was in einem Psalm an Gebetsintentionen drinsteckt, der braucht nur vor jedem Psalm die Überschrift zu lesen. Diese Überschriften sind zwar nur von den Herausgebern des Stundenbuches geschrieben, sind also nicht geoffenbartes Wort Gottes, können aber dennoch eine wertvolle Hilfe sein, für die Erschließung von Psalmtexten im Sinne des fürbittenden und solidarischen Gebetes.

Ähnlich fruchtbare Anregungen gibt der Autor für das Rosenkranzgebet. Er transponiert die vier offiziellen Rosenkranzarten, den freudenreichen, den lichtreichen, den schmerzreichen und den glorreichen Rosenkranz in das Leben der Menschen mit seinen Höhen und Tiefen und legt dar, wie man bei der Betrachtung des Lebensweges Jesu zugleich ähnliche Geschehnisse aus der menschlichen Erfahrungswelt dankend und fürbitend im Blick haben kann. Er fügt hinzu einen Rosenkranz, der Ende 2003, nach dem 70. Geburtstag von Kardinal Meisner, in einem Heft unter dem Titel „Mit Maria Jesus Christus begegnen“ (Hg. Erzbischöfliches Generalvikariat Köln) abgedruckt wurde und der „trotstreicher Rosenkranz“ genannt wird. Auch in diese Betrachtungen bezieht er die Anliegen der Menschen ein.

Die beiden Schlussartikel haben die Überschrift: „Lebendige Seelsorge“ und „Werbung für geistliche Berufe“. Dabei fordert Roos, dass trotz aller Antipathie, die viele heute gegen die Kirche hegen, diese keinen Menschen verlassen darf. Zu der Notwendigkeit der Werbung für geistliche Berufe fügt er die wichtige Feststellung hinzu: „Werbung kann Berufung nicht ersetzen!“

Eine kleine Schrift, die jedem wertvolle Anregungen gibt, der die Gemeinschaft mit Gott ständig vertiefen will und dabei geistlich die Menschen mitträgt, vor allem diejenigen, die ihm in der Seelsorge unmittelbar anvertraut sind.

*Hans Hausdörfer*

# Unter uns

## Auf ein Wort

Haben wir schon einmal geschwiegen, obwohl wir uns verteidigen wollten, obwohl wir ungerecht behandelt wurden? Haben wir schon einmal verziehen, obwohl wir keinen Lohn dafür erhielten und man das schweigende Verzeihen als selbstverständlich annahm? [...] Haben wir schon einmal geopfert, ohne Dank, Anerkennung, selbst ohne das Gefühl einer inneren Befriedigung? Waren wir schon einmal restlos einsam? [...]

Haben wir schon einmal versucht, Gott zu lieben, dort, wo keine Welle einer gefühlvollen Begeisterung einen mehr trägt, wo man sich und seinen Lebensdrang nicht mehr mit Gott verwechseln kann, dort, wo man meint zu sterben an solcher Liebe, wo sie erscheint wie der Tod und die absolute Verneinung, dort, wo man scheinbar ins Leere und gänzlich Unerhörte zu rufen scheint, dort, wo es wie ein entsetzlicher Sprung ins Bodenlose aussieht, dort, wo alles ungreifbar und scheinbar sinnlos zu werden scheint? [...]

Suchen wir selbst in solcher Erfahrung unseres Lebens, suchen wir die eigenen Erfahrungen, in denen gerade uns so etwas passiert ist. Wenn wir solche finden, haben wir die Erfahrung des Geistes gemacht, die wir meinen. Die Erfahrung der Ewigkeit, die Erfahrung, dass der Geist mehr ist als ein Stück dieser zeitlichen Welt, die Erfahrung, dass der Sinn des Menschen nicht im Sinn und Glück dieser Welt aufgeht, die Erfahrung des Wagnisses und des abspringenden Vertrauens, das eigentlich keine ausweisbare, dem Erfolg dieser Welt entnommene Begründung mehr hat.

Aus: *Karl Rahner*,  
Schriften zur Theologie 3, 106f

## Die himmlische Frage

Tante Christine, 98 Jahre alt, wohnt seit achtzehn Jahren im Seniorenheim. Natürlich haben inzwischen Körper und Geist stark nachgelassen, doch sie ist zäh und freut sich, dass sie noch lebt. Sie ist fromm und betet noch, wenn es irgendwie geht, den Rosenkranz. Ihre Nichte besucht sie regelmäßig ein über den anderen Tag. Und vorige Woche kam wieder so eine Frage von der Tante, wo man staunt, dass sie eine solche überhaupt noch stellen kann. „Wie mag es eigentlich im Himmel aussehen?“

Die Nichte stutzte, dann hatte sie die rettende Idee. „Wie es im Himmel aussieht, weiß ich natürlich nicht, aber ich denke mir, wenn du oben ankommst, werden dort nicht nur Petrus, sondern auch Deine Eltern und alle Deine fünf Geschwister stehen und sagen: ‚Christine, was bist du lange unten geblieben!‘“

*Hans Orths, Viersen*

## Sonntagspflicht

Die Tochter weigert sich, am Sonntag die hl. Messe zu besuchen, überhaupt zur Kirche zu gehen.

Die Mutter besteht darauf: „Du *musst!*“ Nun schaltet sich die Großmutter ein. Sie will schlichten und meint, die Enkelin solle doch alles nicht so ernst sehen: „Du *darfst* am Sonntag zur Kirche gehen!“ Sofort kam die Frage: „Oma, warum muss ich denn dürfen?“

*Johannes Kraemer, Bergheim*

## Unerhört!

In der Kirche fühlt sich ein Messbesucher während der Predigt durch das Tuscheln zweier Personen hinter ihm gestört. Ärgerlich wendet er sich um und zischt: „Unerhört! Man versteht kein Wort!“ Darauf entgegnet die Frau: „Das wäre ja auch noch schöner, wenn Sie alles verstehen würden, was ich meinem Mann sage.“

*Julia Fleischer, Bonn*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E